

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XXII • Heft 2 • Winter 2019

- | | |
|--------------------------|---|
| Stephan Meuser | Die Jugend in Südosteuropa fordert eine anständige Zukunft
„FES Jugendstudien“ zeigen Wünsche und Hoffnungen
junger Menschen in der Region |
| Klara A. Csiszar | Neuer Wein in neue Schläuche
Kirchliche Entwicklung nach dem Kommunismus in der
rumänischen Diözese Sathmar |
| Ciprian Cîrniala | Herrschaft, Ruhe und Ordnung in Rumänien
Nicolae Ceaușescu Polizei (1965–1989) |
| Kinga Gáll | Die Einführung der rumänischen Amtssprache im Banat
Zeitzeugnisse aus der „Temesvarer Zeitung“ |
| Oliver Wurzbacher | „Wir wohnen Wort an Wort“ Banat, Siebenbürgen, Bukowina:
Ein Ethnograffiti Südosteuropas
Interview mit den Projektleiterinnen Anne Dippel und
Valeska Bopp-Filimonov |
| Vadim Trandafilov | Eine Exkursion nach Marienfeld
Moldauische Studenten auf bessarabiendeutschen Spuren |
| Sebastian Döpp | Lenin- und Suworovdenkmäler in Transnistrien
Politisch instrumentalisierte Erinnerungskultur |
| Sabine Krause | La mulți ani!
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Bochmann zum 80. Geburtstag |
| Neue Bücher | |

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jan-Peter Abraham
Jörn Henrik Kopfmann
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 600 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Aus Gründen der besseren Lesbarkeit wird auf die gleichzeitige Verwendung männlicher und weiblicher Sprachformen verzichtet. Sämtliche Personenbezeichnungen gelten für beiderlei Geschlecht.

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

das Themenspektrum der neuen Ausgabe der DRH ist äußerst vielfältig: Zunächst stellt Stephan Meuser die im April 2019 herausgegebenen „FES Jugendstudien Südosteuropa“ vor; in den Mittelpunkt seines Beitrags stellt er die Ergebnisse für Rumänien. Anschließend geht Klara A. Csiszar auf den jüngsten Besuch von Papst Franziskus in Rumänien ein und beschreibt die Entwicklung der römisch-katholischen Kirche im Nordwesten des Landes. Im darauf folgenden Aufsatz gibt uns Ciprian Cirniala Einblicke in das Wirken der Volkspolizei unter Nicolae Ceaușescu, die bei Weitem nicht nur für „Ruhe und Ordnung“ zu sorgen sich selbst als Ziel setzte.

Thema des Beitrags von Kinga Gáll sind die Umstände der Einführung der rumänischen Amtssprache im Banat nach dem Ersten Weltkrieg, die die Autorin anhand der „Temesvarer Zeitung“ darstellt. In dem Interview von Oliver Wurzbacher mit Anna Dippel und Valeska Bopp-Filimonov geht es um die Ausstellung „Wir wohnen Wort an Wort‘ Banat, Siebenbürgen, Bukowina: Ein Ethnografitti Südosteuropas“, die aus einem Projektseminar an der Universität Jena hervorging. Vadim Trandafilov berichtet von der bessarabiendeutschen Spurensuche moldauischer Studenten, die sie unter anderem auch in die Siedlung Marienfeld führte. Mit Sebastian Döpp gelangen wir schließlich nach Transnistrien, eine von der Republik Moldau abtrünnige Region; er befasst sich mit der Instrumentalisierung der Lenin- und Suworowdenkmäler, die er als Teil des transnistrischen Nation Building und der nationalen Geschichtsschreibung interpretiert.

Mit Sabine Krause gratulieren wir dem bekannten Rumänisten und Vorsitzenden des Moldova-Instituts Leipzig, Klaus Bochmann, ganz herzlich zum 80. Geburtstag!

Viel Freude beim Lesen,

*Ihr
Josef Sallanz*



Empfang von Papst Franziskus durch Rumäniens Präsident Klaus Johannis am 31. Mai 2019 am Bukarester Flughafen.
Quelle: www.presidency.ro

Inhalt

- 4 **FES Jugendstudien Südosteuropa**
Stephan Meuser
- 7 **Kirchliche Entwicklung nach dem Kommunismus**
Klara A. Csiszar
- 10 **Nicolae Ceaușescu Polizei (1965–1989)**
Ciprian Cirniala
- 13 **Die Einführung der rumänischen Amtssprache im Banat**
Kinga Gáll
- 16 **„Wir wohnen Wort an Wort“ Banat, Siebenbürgen, Bukowina**
Oliver Wurzbacher
- 19 **Exkursion nach Marienfeld, Bessarabien**
Vadim Trandafilov
- 22 **Lenin- und Suworowdenkmäler in Transnistrien**
Sebastian Döpp
- 25 **Klaus Bochmann zum 80. Geburtstag**
Sabine Krause
- 25 **Neue Bücher**
 - Liviu Rebreanu: Der Wald der Gehenkten. Roman (*Ingrid Baltag*)
 - Gabriela Adameșteanu: Verlorener Morgen. Roman (*Sabina De Carlo*)
 - Doina Ruști: Freitagsskatze. Roman (*Tobias Larenz*)
 - Ana Blandiana: Geschlossene Kirchen. Gedichte. Deutsch-Rumänisch (*Anke Pfeifer*)
 - Florin Lăzărescu: Seelenstarre. Roman (*Christina Weigel*)
 - Josef Burg: Mein Czernowitz. Erzählungen (*Markus Winkler*)
 - Edith Ottshofski: im wohlklang unverhohlen. gedichte (*Brigitte Heymann*)
 - Ursula Wiegele: Was Augen hat und Ohren. Roman (*Markus Fischer*)
 - Silvia Irina Zimmermann (Hg.): „In zärtlicher Liebe Deine Elisabeth“ – „Stets Dein treuer Carl“ Briefe Königin Elisabeths an König Carol I. (*Alina E. Bruckner*)
 - Michèle Mattusch (Hg.): Kulturelles Gedächtnis? Ästhetisches Erinnern, Literatur, Film und Kunst in Rumänien (*Romanița Constantinescu*)
 - Enikő Dácz, Christina Rossi (Hg.): Wendemanöver. Beiträge zum Werk Richard Wagners (*Maria Irod*)
 - Anton Sterbling: Am Rande Mitteleuropas (*Markus Bauer*)
 - Mariana Hausleitner: Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940 (*Alexander Weidle*)
 - Markus Winkler (Hg.): Media beyond frontiers. Transnationales Medienprojekt im ukrainisch-moldauischen Grenzraum (*Paulus Adelsgruber*)
 - Georg Gerster, Martin Rill: Einblicke ins Zwischenkokegebiet (*Josef Sallanz*)

Die Jugend in Südosteuropa fordert eine anständige Zukunft

VON STEPHAN MEUSER

Im April 2019 veröffentlichte die Friedrich-Ebert-Stiftung (FES) die Neuauflage ihrer von 2011 bis 2015 erstmals durchgeführten „FES Jugendstudien Südosteuropa“. Das Projekt wurde gleichzeitig in zehn Ländern der Region durchgeführt: Albanien, Bosnien und Herzegowina, Bulgarien, Kroatien, Kosovo, Nordmazedonien, Montenegro, Rumänien, Serbien und Slowenien. Dabei wurden bewusst sowohl Länder abgedeckt, die bereits in der Europäischen Union Mitglied sind, als auch solche, die (noch) nicht Mitglieder sind.

Das zentrale Ziel der Studien bestand in der Identifizierung, Beschreibung und Analyse der Einstellungen und Verhaltensmuster junger Menschen, sowie dem Aufzeigen von Handlungsansätzen für eine fundierte Jugendpolitik in Südosteuropa. Angesichts des offensichtlichen Mangels an Möglichkeiten, die der dortigen Jugend ein Mitspracherecht in der Politik verleihen, sollen diese Berichte zum einen als Ausgangspunkt für eine faktenbasierte Politikgestaltung dienen können und zum anderen der Jugend eine Stimme zu Themen geben, die ihre Zukunft bestimmen werden.



Jugendliche in Rumänien. Die „Shell-Jugendstudie“ ist zu finden auf <https://www.shell.de/ueber-uns/die-shell-jugendstudie.html>.
Foto: FES Rumänien

Der Aufbau der Studie ist grosso modo demjenigen der aus Deutschland bekannten „Shell-Jugendstudien“ vergleichbar. Die Daten wurden 2018 unter mehr als 10.000 repräsentativ ausgewählten Befragten (ca. 1.000 pro Land) im Alter von 14 bis 29 Jahren in den beteiligten Ländern erhoben. Die gestellten Fragen deckten ein breites Themenspektrum ab und fokussierten auf die Erfahrungen und Wünsche junger Menschen in verschiedenen Lebensbereichen, wie z. B. Bildung, Beschäftigung, politische Teilhabe, Familienbeziehungen, Freizeit und Nutzung von Informations- und Kommunikationstechnologien, aber auch auf ihre Werte, Einstellungen und

Überzeugungen. Die Ergebnisse wurden in zehn nationalen und einer regionalen Studie sowie begleitenden Kurzanalysen vorgestellt, die sowohl auf Englisch wie auch in der jeweiligen Landessprache veröffentlicht worden sind. Ziel dieses Artikels ist, zunächst die regionalen Großtrends vorzustellen und sodann die rumänischen Teilergebnisse in den südosteuropäischen Kontext einzuordnen.

Regionaler Trend: der Wunsch zu Europa zu gehören

Zwar spielt der Ethnonationalismus in den Ansichten junger Menschen regional immer noch eine wichtige Rolle. An der Spitze der Liste stehen hierbei Albanien und Bulgarien, wo 58 bzw. 65 Prozent der jugendlichen Befragten der Meinung sind, dass es am besten wäre, in einer monoethnischen Gesellschaft zu leben. Insgesamt ist die Jugend Südosteuropas jedoch überwiegend proeuropäisch eingestellt. Bis zu 95 Prozent (Albanien) und mit Ausnahme von Serbien (dort lediglich 56 Prozent) unterstützen jeweils über drei Viertel der Befragten die Mitgliedschaft in der bzw. den Beitritt zur EU. Insbesondere wird die EU mit einem besseren wirtschaftlichen Wohlergehen verbunden. Offenkundig ist die heutige Jugend in der Region bereits mit einer europäischen Vision aufgewachsen. Die Orientierung zur EU als Vergleichsrahmen ist bei Jugendlichen aus den sozioökonomisch weniger entwickelten Ländern wie dem Kosovo oder Albanien besonders stark. Dies ist die am meisten ausgeprägte politische und soziale Tendenz, die in den Umfragen festgestellt wurde. Die politischen Entscheidungsträger sollten dieses Potenzial im Hinblick auf den weiteren Europäisierungsprozess der Region kennen und nutzen.

Der Wunsch nach Auswanderung ist in der gesamten Region immer noch hoch, hat jedoch in den letzten fünf Jahren abgenommen. Tatsächlich haben nur wenige junge Menschen, die die Bereitschaft zur Migration zeigen, bereits konkrete Auswanderungspläne. Die stärksten Treiber der Emigration sind pessimistische Ansichten über die Zukunft ihrer jeweiligen Länder sowie wirtschaftliche Unsicherheit. Sich langfristigen Wohlstand zu Hause im eigenen Heimatland vorzustellen, fällt vielen jungen Menschen schwer. Dies erklärt die Emigrationsabsicht von 26 Prozent der Jugendlichen in Montenegro bis zu 43 Prozent der Befragten in Albanien. Zwischen 14 (Montenegro) und 27 Prozent (Albanien) der Befragten in den Westbalkanländern äußern sogar den Wunsch, für mehr als zehn Jahre aus ihren Heimatländern zu emigrieren. Bemerkenswert ist, dass Jugendliche aus den EU-Mitgliedstaaten Kroatien, Slowenien, Bulgarien und Rumänien ein deutlich geringeres Verlangen

nach Auswanderung äußern als ihre Altersgenossen aus den nicht beigetretenen Ländern. Im rumänischen Fall können sich 30 Prozent der Jugendlichen grundsätzlich vorstellen, außerhalb Rumäniens zu leben und zu arbeiten. Dies ist zwar immer noch eine beträchtliche Anzahl, stellt jedoch eine Halbierung gegenüber der letzten Studie von 2014 dar. Damals waren es 60 Prozent der 14- bis 29-Jährigen. Auch die Wahrscheinlichkeit einer dauerhaften Emigration ist bei Jugendlichen aus den EU-Mitgliedstaaten der Region erheblich geringer (insgesamt nur 5 Prozent der Befragten wünschen sich, für länger als zehn Jahre zu emigrieren). Dies deutet auf einen im Vergleich zu den draußen vor der Tür befindlichen Ländern der Region positiv empfundenen wirtschaftlichen Angleichungsprozess in den bereits der EU beigetretenen Staaten hin.

Jugendliche fordern darüber hinaus mehr Gerechtigkeit in der Wirtschaftspolitik, während sie zugleich offene Märkte und unternehmerische Initiativen unterstützen. Zwischen 63 (Bulgarien) und 92 Prozent (Mazedonien) der befragten Jugendlichen äußern sich besorgt über fehlende berufliche Perspektiven. In der gesamten Region sind Jugendliche weiterhin von hoher Arbeitslosigkeit betroffen (zwischen 12 in Bulgarien und 43 Prozent im Kosovo). Die hohe Arbeitslosenquote wirkt sich weiterhin dadurch negativ auf die Jugend aus, da sie den Übergang ins Erwachsenenalter und in ein selbstbestimmtes Lebensmodell verlangsamt. Außerdem wirkt sie tendenziell als Pushfaktor bei der Frage der Emigration. Ein bedenklicher Punkt des Regionalberichts sind die darin geschilderten Arbeitsbedingungen junger Menschen. In Montenegro und Serbien beträgt beispielsweise der Anteil von prekärer Beschäftigung an der gesamten Jugendbeschäftigung 67 Prozent, in Kroatien und Slowenien immerhin 50 bzw. 58 Prozent. Damit stellt atypische Beschäftigung in diesen Fällen gegenüber Normalarbeitsverhältnissen bei jungen Menschen bereits die Mehrheit. Angesichts dessen wünscht sich die südosteuropäische Jugend einen aktiven Wohlfahrtsstaat. Die Unterstützung hierfür ist bei Jugendlichen mit einem niedrigeren sozioökonomischen Status wesentlich höher. Bei allen Jugendlichen in allen Ländern liegt aber die Zustimmung zu Aussagen, die einen starken Sozialstaat hervorheben, bei über 50 Prozent, teilweise bei über 80 Prozent. Es ist bemerkenswert, dass der angegebene Mangel an Sozialstaat die Jugend laut den Umfrageergebnissen in beide politische Extreme drängt, ein Punkt, der Diskussionen über das real existierende Wohlfahrtsmodell der Region anregen sollte.

Eine starke und verantwortungsvolle Führung wird als grundlegend für die wirtschaftliche und soziale Sicherheit angesehen, aber auch als notwendig, um das Vertrauen darin wiederherzustellen, dass ein menschenwürdiges Leben künftig ermöglicht wird. Allerdings lässt sich regional auch eine Tendenz zur Präferenz autoritären Handels seitens der Regierung identifizieren, wenn zwischen 39 (Bulgarien) und 54 Prozent (Albanien) der jungen Menschen, „eine Führung, die das Land mit *starker*

Hand [Hervorhebung des Verfassers] zum Wohl der Gemeinschaft regiert“ als eine gute Option ansehen. Über das letzte Jahrzehnt hinweg hat diese Meinung damit in der gesamten Region deutlich an Zustimmung gewonnen.



Sämtliche Ergebnisse der „FES Jugendstudien Südosteuropa“ finden sich in deutscher und englischer Sprache sowie länderbezogen auch in der jeweiligen Landessprache auf <https://www.fes.de/jugendstudien-suedosteuropa/>.
Foto: FES Rumänien

Von der Jugend in Südosteuropa werden insgesamt betrachtet Korruption, Armut und soziale Ungerechtigkeit als größte Sorgen benannt. Korruption gilt als weit verbreitet, geradezu grassierend, und nimmt überall – so die Ergebnisse der Studien – auf den Bildungs- und Arbeitsmärkten zu. Gleichzeitig ist die Toleranz gegenüber informellen Wirtschaftspraktiken, wie dem Einsatz von persönlichen Verbindungen, Bestechung oder sogar Steuerbetrug, aber erstaunlich hoch und hat seit der ersten Auflage der Jugendstudie erheblich zugenommen. Auffällig ist, dass in Montenegro, Albanien, Rumänien und Bosnien-Herzegowina derlei Praktiken von den jungen Menschen sogar mehr toleriert werden als Homosexualität oder Abtreibung.

Was schließlich die politische Partizipationsbereitschaft angeht, so ist das Bild für die Region Südosteuropa gemischt: Einerseits sind Jugendliche in der Region daran interessiert, an den jeweiligen (Parlaments-)Wahlen teilzunehmen. Andererseits ist einer großen Mehrheit nicht daran gelegen, einmal selbst eine politische Funktion zu übernehmen. Von 50 Prozent in Mazedonien bis zu unglaublichen 84 Prozent der Befragten in Bulgarien, sagen Jugendliche „Nein“ zu traditioneller Politik. Trotz dieses ausgeprägten Desinteresses an der Parteipolitik besteht ein Potenzial für unkonventionelle politische Partizipation, beispielsweise das Unterzeichnen von Onlinepetitionen oder die Teilnahme an Demonstrationen.

Rumänien: auf dem Weg in eine politische Repräsentationskrise?

Die Einstellungen, Hoffnungen und Wünsche der jungen Rumäninnen und Rumänen spiegeln teilweise die zuvor beschriebenen generellen regionalen Trends wider. Jedoch gibt es einige nationale Auffälligkeiten, die insbesondere die Bereiche der politischen Partizipation und des bürgerschaftlichen Engagements sowie die Resultate

der rumänischen Bildungspolitik betreffen. Hier wiederum geht es um die Thematik der Vermittlung von Werten wie auch um das Erleben von Exklusion und Inklusion.



Informationen zur Demokratieerziehung in rumänischen Schulen finden sich in „Educație pentru democrație în școlile din România“, auf: <http://library.fes.de/pdf-files/bueros/bukarest/14767.pdf>.
Foto: FES Rumänien

Zunächst ist – leider – festzustellen, dass Rumänien gerade auch im Vergleich zu den anderen Ländern der Region Südosteuropa, die mehrheitlich Nicht-EU-Länder sind, auch zwölf Jahre nach dem EU-Beitritt eine ausgesprochen niedrige Unterstützung für demokratische Werte und Praktiken aufweist. Bei der generellen Abfrage des politischen Interesses und des Wissens über Politik liegen die rumänischen Jugendlichen in ihrer Selbsteinschätzung auf dem vorletzten Platz in der Region Südosteuropa. 56 Prozent geben darüber hinaus an, „überhaupt nicht“ an nationaler Politik interessiert zu sein, ein Wert, der nur noch von Albanien sowie Bosnien und Herzegowina überboten wird. Fasst man sämtliche Teilabfragen zum Gebiet „politische Partizipation“ zusammen, so belegt Rumänien gar den letzten Platz, was angesichts der Vergleichsländergruppe negativ überrascht. Korreliert man diese ernüchternden Ergebnisse mit den realen Zahlen wie beispielsweise der schon traditionell geringen Wahlbeteiligung (die bereits bei den letzten und vorhergehenden Parlamentswahlen nur ca. 40 Prozent betrug) und den aktuellen politischen Debatten um die Einflussnahme der Politik auf die Justiz und die Rechtsstaatlichkeit im Lande, dann steckt hierin zumindest eine potenzielle Gefahr für die (repräsentative) Demokratie in Rumänien. Angesichts der in den „FES Jugendstudien“ gemessenen Werte und Einstellungen der jungen Generation ist eine schnelle Änderung zum Besseren jedenfalls nicht zu erwarten. Eine Verlagerung von Entscheidungen auf die lokale bzw. kommunale Ebene könnte diesem im Prinzip gegensteuern und Demokratie erfahrbar(er) machen, ist aber absehbar nicht auf der Agenda der Bukarester nationalen Politik.

Schaut man sich die Fragen zum sogenannten Institutionenvertrauen an, so keimt ebenfalls kaum Hoffnung für die nähere Zukunft. Denn traditionell autoritär

geprägte Institutionen wie die (orthodoxe) Kirche und die Armee besitzen ein weitaus größeres Vertrauen als originär demokratisch verfasste Institutionen, wobei hier wiederum das Parlament, die Regierung und politische Parteien sogar das geringste Standing aufweisen. Allgemein gefragt sagen zudem 20 Prozent der Befragten, dass die Demokratie nicht die beste Regierungsform sei und 23 Prozent bevorzugen „unter bestimmten Bedingungen“ sogar eine Diktatur. Diese Zahlen sind einerseits überraschend bzw. erschreckend in einem Land, das selbst hinreichende Erfahrungen mit diktatorischen und undemokratischen Regimen gesammelt hat und andererseits ein negativer Ausreißer im ebenfalls postkommunistisch geprägten regionalen Kontext. Dabei lassen sich diese Ergebnisse nicht allein aus der nationalen Geschichte Rumäniens heraus erklären. Demokratische Werte werden derzeit offenbar weder in der Schule (wo es z. B. bis dato keinen Politikunterricht gibt), noch in den Familien oder in anderen Bereichen der Gesellschaft genügend eingeübt und vermittelt. In diese Interpretationsrichtung weist auch die traurige Tatsache, dass das Sozialkapital bzw. das soziale Vertrauen in andere Menschen außerhalb des engsten Familienkreises laut Umfrage neben Albanien und dem Kosovo das niedrigste in der gesamten Region ist. Sollten sich diese Trends verfestigen, so droht Rumänien eine Entwicklung in Richtung einer von innen ausgehöhlten, weil nicht gelebten und daher rein formalen Fassadendemokratie, in der sich außerdem eine große Spreizung zwischen tendenziell eher partizipativ ausgerichteten städtischen und autoritär geprägten ländlichen Schichten zeigt.

Diese Stadt-Land-Cleavage zeigt sich besonders im hohen Anteil von NEET-Jugendlichen (not in education, employment or training) auf dem Land; es gibt hier eine hohe Korrelation zwischen demokratiefernen Aussagen und der Erfahrung des eigenen Ausgeschlossenenseins sowie dem Gefühl von Marginalisierung und Chancenlosigkeit. Hier stellt sich die Frage nach der möglichen kompensatorischen Rolle des rumänischen Bildungssystems. Die jungen Menschen beantworten diese leider ganz eindeutig: Zwei Drittel beklagen mangelnde Fairness im Schulsystem und nur geringe Berührungspunkte der Lehrinhalte mit den Erfordernissen des Arbeitsmarktes. Gemeinsam mit Bulgarien steht Rumänien somit im Regionalvergleich ganz hinten, wenn es um das Risiko geht, ganz ohne Schulabschluss zu bleiben (sogenannte Drop-out-Quote), sowie bei der Wahrnehmung gleicher Zugangschancen zur Bildung durch die befragten Jugendlichen. Wirksame bildungspolitische Reformen z. B. in Richtung eines beruflichen Bildungssystems neben dem Liceu (Gymnasium) anzubieten und gleichzeitig regionale Strukturpolitiken zu entwickeln, wäre daher dringend vonnöten, auch um die jungen Menschen dauerhaft in Rumänien zu halten und der drohenden Entvölkerung ganzer Landstriche entgegenzuwirken.

Stephan Meuser, Politikwissenschaftler, ist der Leiter des Büros der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bukarest.

Neuer Wein in neue Schläuche

VON KLARA A. CSISZAR

Unlängst besuchte Papst Franziskus Rumänien. Er absolvierte etwa 1.000 Kilometer und mehr als zehn offizielle Begegnungen und Ansprachen, wobei er dem Land und den dort lebenden Menschen Hoffnung schenken wollte. Franziskus traf unter anderem rumänisch-orthodoxe Christen in Bukarest, ungarischsprachige römisch-katholische Christen in Schomlenberg (rum. Șumuleu Ciuc, ung. Csíksomlyó), in Jassy/Iași rumänischsprachige römisch-katholische Christen und in Blasendorf/Blaj rumänischsprachige griechisch-katholische Christen. Das Motto der 30. Apostolischen Reise dieses Papstes war sehr vielsagend: „Gemeinsam unterwegs!“ Vielsagend war es, weil es genau zwei entscheidende Momente der Religiosität in Rumänien ansprach, nämlich die Vielfalt und implizit die Zukunft. Zwei große Themen, die für Rumänien von höchster Aktualität sind.

In Rumänien machen sich Christen verschiedener Konfessionen von Tag zu Tag auf den Weg und arbeiten mehr oder weniger hoffnungsvoll *für eine bessere Zukunft*. Bei allen Begegnungen wurden sie von Franziskus ermutigt, diese Arbeit für eine bessere Zukunft gemeinsam (orthodoxe, katholische, protestantische Christen, egal ob Rumänen, Ungarn oder Roma) zu meistern: „Ja, dafür sind wir hier, um gemeinsam zu sagen: Mutter [Mutter Gottes, Anmerkung der Verfasserin], lehre uns, die Zukunft zu entwerfen.“ (Papst Franziskus, Predigt in Schomlenberg am 1. Juni 2019)

In der postkommunistischen Zeit hatten die Kirchen Ost(mittel)europas einen Wunsch nach Neuorientierung. Und was zeichnet die Kirche heute, nunmehr 30 Jahre nach der Wende, aus? Zu beobachten ist, dass den Kirchen in den postkommunistischen Ländern oft Mut und Phantasie dazu fehlen, mehr von der Zukunft zu sprechen als von der Vergangenheit. Weiterhin ist es sehr mühsam, *für* etwas zu stehen und nicht ständig *gegen* etwas moralisierend aufzutreten. Leichter ist es bis heute in den postkommunistischen Ländern an einer Kirche zu arbeiten, die (nur) nach innen lebt. Sehr mühsam wird eine Kirche nach außen sichtbar, die mutig und hoffnungsvoll eine Zukunft entwirft, die auf der Seite der Bedrängten und Ausgeschlossenen steht und um einen fruchtbaren Dialog mit der Welt von heute bemüht ist.

Um einen kurzen Einblick darüber zu gewinnen, wie der Entwicklungsweg der katholischen Kirche in Rumänien in den letzten 30 Jahren war, soll hier die Diözese Sathmar (rum. Satu Mare, ung. Szatmár) im Nordwesten des Landes unter die Lupe genommen werden. Am Beispiel dieser Diözese soll dargestellt werden, wie die innere Architektur der Kirche auf dem Weg in die junge Reformdemokratie Rumäniens umgestaltet wurde. Hierbei ist zu betonen, dass die folgende Darstellung nicht

den Anspruch erhebt, die kirchliche Entwicklung in der ganzen Breite zu diskutieren, vielmehr soll zunächst das Interesse für dieses Thema *überhaupt* geweckt werden.

Die pastorale Praxis nach der Wende in der Diözese Sathmar

Die Diözese Sathmar ist eine kleine Diözese, hat etwa 60.000 Katholiken, 53 Priester und 49 Pfarreien (Angaben aus dem Jahr 2014). Über 80 Prozent der Gläubigen sind Ungarn, die Diözese hat aber auch deutsche und rumänische Gemeinden. Die Diözese wurde 1804 gegründet. In ihrer kurzen Geschichte hat sie viele Erfahrungen gemacht und war stets innovativ unterwegs, um ihrer Sendung, eine Kirche bei den Menschen zu sein, gerecht werden zu können. Erziehung und Bildung, Solidarität mit Menschen in Not sowie die Förderung der spirituellen Praxis waren immer Schwerpunkte des kirchlichen Handelns in der Diözese bis zu ihrer Auflösung durch die kommunistische Regierung.



Briefmarkenblock, herausgegeben von der Rumänischen Post anlässlich des Besuchs von Papst Franziskus in Rumänien 2019: „Gemeinsam unterwegs!“

Nach der Wende im Jahr 1989 war die Diözese mit einer Spaltung zwischen religiösem Leben und gesellschaftlichem Wandel konfrontiert. Eine traditionelle Religiosität der Gläubigen, die mehr bewahrt als gelebt wurde, erinnerte noch an Zeiten einer christlichen Urgesellschaft. Der gesellschaftliche Wandel erfolgte ausgesprochen rasch, meistens ohne entsprechende Persönlichkeits- oder Identitätsbildung, was zu einer letztlich inhaltlich verarmten und dennoch funktionell wirksamen Religiosität führte. Dabei wurden Mechanismen der Moderne wie Säkularität, Pluralität und Individualität von der Kirche oft missachtet oder sogar als Gefahr betrachtet,

obwohl die Menschen biografisch von diesen *modernen* Wirklichkeiten zutiefst betroffen waren. Überwiegend wurde versucht, die noch vor dem Kommunismus übliche Versorgungsseelsorge weiterzuführen, die letztlich aber keine seelsorgliche Lebensbegleitung mehr war.

Die soziale und religiöse Lage in der Diözese wurde dann von Reizer Pál, dem ersten Bischof nach der kommunistischen Wende, wahrgenommen und auch thematisiert. In seine Amtszeit fiel der schwierige Übergang von einer Versorgungs- zu einer mystagogischen Pastoral. Ein Höhepunkt bildete hierbei das Jahr 2001, als der Bischof für das Jahr 2004 eine Diözesansynode angekündigte. Dies war ein eindeutiges Zeichen für die Notwendigkeit der Erneuerung der Kirche im Sinne des Zweiten Vatikanischen Konzils. Der neue Ansatz einer zeitgerechten und theologisch gut begründeten pastoralen Praxis sollte also in die Richtung einer mystagogischen Seelsorge gehen. Der Weg dorthin führt über theologische Bildung und Fortbildung der Kleriker wie der Laien (András Máté-Tóth, Pavel Miklušćák: Nicht wie Milch und Honig, 61). Das mystagogische Seelsorgekonzept geht davon aus, dass der Mensch der Weg der Kirche ist, der Mensch als Individuum, der seine pneumatische Existenz erfahren und vermitteln kann. Glaubt die Lokalkirche in all ihren Vollzügen an eine Vision vom Menschen in seiner „Existenzweise von göttlicher Qualität“ (János Vik: Gottes Heil im Glück des Menschen, 14), so wird diese Überzeugung auch die alltägliche Pastoral formen. Das pastorale Ziel bestünde dementsprechend darin, dass „die Kirche den Menschen in jenes Geheimnis einführt (und dadurch seine Gnadengeschichte voranbringt), welches sein Leben im Grund immer schon ist; dass die Kirche also keinen Import Gottes betreibt, sondern den Menschen vor jenen Gott bringt, der im Grunde in seinem Leben immer schon anwesend ist“ (Paul M. Zulehner: Denn du kommst unserem Tun mit deiner Gnade zuvor, 68).



Begrüßung von Papst Franziskus durch den Staatspräsidenten Rumäniens Klaus Johannis in der Bukarester orthodoxen Kathedrale der Erlösung des rumänischen Volkes am 31. Mai 2019.

Quelle: www.presidency.ro

Die Diözesansynode war ein mutiger Weg und eine Erfahrung von kirchlichem Dasein, die bis dahin unter den Gläubigen unbekannt war. Plötzlich durften sie mitdiskutieren, wie Kirche vor Ort gestaltet werden sollte. Dies

war ein großer Fortschritt in postkommunistischen Zeiten, auch wenn das Enddokument der Diözesansynode eine durchgehende Ambivalenz aufweist. Die konkreten pastoralen Richtlinien überwinden zwar das Erbe der kommunistischen Vergangenheit, während derer die Kirche in vielen Belangen zu einem vorkonziliaren und damit prämodernen Leben verurteilt ist. Doch die Ergebnisse einer hermeneutischen Analyse der Synodendokumente zeigen auch den Nachholbedarf, der für eine gute pastorale Praxis der Zukunft von Bedeutung ist. Die Ergebnisse der Analyse sollen hier in thesenhafter Formulierung dargestellt werden:

1. Die Diözesansynode hat für die Entwicklung der Diözese Sathmar eine weitreichende Bedeutung. Sie hat einen institutionellen Umbau der Kirche in die Wege geleitet, von einer an die Bedingungen der kommunistischen Repression *angemessenen* Einrichtung hin zu einer Kirche, welche die junge Reformdemokratie Rumäniens beflügeln kann.
2. Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils war bei diesem Umbau eine bedeutende Quelle und Ermutigung für die Erneuerung.
3. Die Synode hat die Diözese *nach innen* erneuert. Hauptbezugstext war hierbei die Kirchenkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils. Bei der Erneuerung der inneren Architektur der Kirche machen sich ein mutiger Willen zum Fortschritt, aber auch ängstliche Zurückhaltung bemerkbar. Letzteres wird bei der zögerlichen Neubestimmung der Stellung der Laien in der Kirche und im Verhältnis zu Priestern und Laien deutlich.
4. Die Erneuerung *nach außen* als konkrete Rezeption der Pastoralconstitution „Gaudium et spes“ und somit als Repositionierung der Kirche in der rumänischen Gesellschaft ist der Synode eher nur ansatzweise gelungen. Dabei darf aber nicht übersehen werden, dass die sozialkaritative Arbeit und die Bildungsarbeit in der Diözese eine lange Geschichte aufweisen und gute Zukunftsperspektiven haben.
5. Die Positionierung der Kirche in der rumänischen Gesellschaft wird dadurch erschwert, dass die Katholiken mehrheitlich der ungarischsprachigen Minderheit angehören. Es wird aber versucht, sich mit der Spannung zwischen Katholizismus und Nationalbewusstsein konstruktiv auseinanderzusetzen. Man hofft auf ein friedliches Miteinander von ethnisch-religiösen Minderheiten und Mehrheiten, was auch zum nationalen Frieden im Land und zu einem fruchtbaren Zusammenleben beitragen würde.
6. Die Synode hat zu wenig wahrgenommen, dass Europa mit Ost und West wie mit zwei Lungenflügeln atmet (Johannes Paul II.) und auf einem historischen Weg der Einigung ist, bei dem Rumänien einbezogen ist. Dass Ost- und Westeuropa im Zuge der Europäisierung zusammenwachsen und dass bei allen Unterschieden die Völker Europas an einer gemeinsamen Geschichte – wirtschaftlich, sozial, politisch – beteiligt

sind, hat für das pastorale Handeln der Diözese nur wenig Bedeutung.

7. Als Teil der katholischen Weltkirche hat auch die Diözese eine unabdingbare ekklesiale Offenheit über das Lokale auf das Weltumfassende hinaus. Eine weltkirchliche Solidarität mit Weltregionen und Kirchengebieten, die noch ärmer sind als die Sathmarer Region, wird künftig stärker in den Blick zu nehmen sein.

Theologische Fragestellungen werden aber erst recht lebendig, wenn dazu auch die Menschen vor Ort gefragt sind. So wurden in der Diözese Sathmar Laien und Geistliche nach ihrer Wahrnehmung zu den im Anschluss an die Diözesansynode erfolgten Änderungen befragt.

Die Ergebnisse der qualitativen Forschung werden hier in zwei Aspekten gebündelt. Einerseits soll dargestellt werden, was die Befragten heute zufrieden (hier zeigen sich die Stärken der Diözese) macht und was mit Blick auf die letzten Jahrzehnten an Unzufriedenheit geblieben ist.

Zufrieden äußerten sich die Befragten hinsichtlich des aufrechten Bemühens der Diözese, ihren Aufgaben gerecht zu werden. Art und Weise, wie hier gearbeitet wird, begründen den guten Ruf der Diözese in Rumänien und außerhalb des Landes. Der Zusammenhalt unter den Priestern und Laien ist eine ihrer größten Stärken; sie sind motiviert und arbeiten mit einem offenen Blick auf die Welt. Die Priester sind stolz darauf, dass sie „gute Laien haben“, die sich schnell organisieren und diszipliniert arbeiten können. Die Diözese ist reich an talentierten Jugendlichen und Familien. Die Diözese ist klein und überschaubar, was Arbeit und Kommunikation erleichtert. Dies birgt aber zugleich die Gefahr der Ghettoisierung in sich. Die Menschen schätzen ihre Priester, weil ihre aktive Anwesenheit im Leben der Kirche und der Gesellschaft sie glücklich macht.

Für eine bessere Zukunft der Diözese erhoffen die Befragten aber mehr Flexibilität, Dialog, Mut und Demut, die konkret gelebt werden müssten. Die Priester wünschen sich eine bessere Kommunikation mit der Diözesanleitung und eine Wertschätzung individuellen Engagements. Die Evaluierung der Erfolge und der Misserfolge wäre ein guter Lernweg, wobei die Meinungen der Laien gehört werden sollten und die Kommunikation zwischen Priestern und Laien sich weiter verbessern müsste. Die Laien möchten mehr Offenheit und Aufmerksamkeit seitens der Diözesanleitung, damit das Leben der einfachen Menschen mehr ins Zentrum der Aufmerksamkeit rückt. Erhofft wird außerdem, dass sich Diözesanpartnerschaften zwischen Ost und West weiterentwickeln und die Reduktion des kirchlichen Lebens auf das enge unmittelbare Umfeld überwunden wird.

Hoffnungskonzept für die Zukunft

Vor dem Hintergrund der bereits dargestellten Erkenntnisse könnte ein Pastorkonzept formuliert werden, das im Geiste des Konzils, aber auch im Geiste des apostolischen Schreibens „Evangelii Gaudium“ von Papst Franziskus (2013), konkrete Anregungen für die Praxis der Diözese Sathmar anbietet. Das Konzept, das anhand der Bestandsaufnahme entstanden ist, heißt Daseinspastoral und es versteht sich als mystagogische Pastoral. Diese Wortkomposition Daseinspastoral erinnert an JHWH (unvokalisierter Eigenname des Gottes Israels), „der da ist“ (Ex 4,7) und verweist damit auf die Kirche, die mit JHWH den Schrei der Armen und der Unterdrückten hört und an der Seite der Menschen steht. Das zentrale Anliegen der Daseinspastoral ist eine Kirche bei den Menschen, was übrigens auch dem Missionsprogramm von Papst Franziskus (EG 181) entspricht.

Wie kommt aber eine Diözese zu einer solchen Praxis? Als erster Schritt zu einer Daseinspastoral ist eine Sprache erforderlich, die sowohl die Diözesanleitung als auch andere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Diözese als ihre eigene Sprache empfinden. Dabei geht es um eine spirituelle Sprache, der gegenüber sich die Diözese schon lange verbunden weiß. Als solche erwies sich im Falle der Diözese Sathmar die Herz-Jesu-Verehrung, die in der spirituellen Tradition der Ortskirche tief verankert ist. Ein Herz nämlich, das nach dem Herzen Jesu gebildet ist, ist ein Werkzeug des Heils in dieser Welt im konkreten Tun und in konkreter Zeit. Das

Eintauchen in Gott und das Auftauchen bei den Mitmenschen sind die pastorale Tragweite der Herz-Jesu-Verehrung. Eine Diözese, die sich selber versteht als Kirche der Herz-Jesu-Verehrung, ist eine weltoffene, lebensfreundliche, barmherzige, dialogorientierte, schöpferische und mystische Kirche, ganz so wie das Herz Jesu. Sie steht für die Fähigkeit der Kirche, sich für den Menschen einzusetzen, so wie Papst Franziskus auch die Kirche in Rumänien ermutigt hat, den Menschen Hoffnung zu geben, sie träumen zu lassen und ihnen dabei zu helfen, dass hieraus eine bessere Zukunft erwächst.

Dr. theol. habil. Klara A. Csiszar vertritt derzeit den Lehrstuhl Missionswissenschaft und interkultureller Dialog an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Sankt Georgen, Frankfurt am Main und sie ist Lektorin an der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg (rum. Cluj-Napoca, ung. Kolozsvár). Im Matthias Grünewald Verlag erschien 2018 ihre Habilitationsschrift „Das Angesicht der Erde erneuern. Die kirchliche Entwicklung in Rumänien nach dem Kommunismus“.



*Die römisch-katholische Christi-Himmelfahrt-Kathedrale in Sathmar (rum. Satu Mare, ung. Szatmárnémeti) im Nordwesten Rumäniens.
Foto: Andrei Stroe / CC-BY-SA 3.0*

Herrschaft, Ruhe und Ordnung in Rumänien

VON CIPRIAN CIRNIALA

Von 1947 bis 1989 hieß die mit der Erhaltung der öffentlichen Ordnung beauftragte Institution in Rumänien nach sowjetischem Modell *Miliția*. Sie ähnelte in Form und Substanz der DDR-Volkspolizei, litt unter ständigen politischen Eingriffen und hatte mit der Securitate ein komplexes Verhältnis, das hauptsächlich durch Unterwürfigkeit charakterisiert war. Außerdem kämpfte die rumänische Volkspolizei mit Umstrukturierungen, mit Modernisierungsplänen, aber auch mit den Auswirkungen der zentral gesteuerten Wirtschaft und der ideologischen Arbeit. 1965 hatten die rumänischen Ordnungshüter 18 Jahre Existenz hinter sich, mithin einen Entstehungsprozess, der von einem umfassenden Umbau der alten Polizei und der Stalinisierung des Landes unter Gheorghe Gheorghiu-Dej geprägt war. Nach der Ernennung Ceaușescu zum Generalsekretär der Rumänischen Kommunistischen Partei (RKP) trat die Organisation in eine stabilere Phase ein, während derer sie sich auf die eigene Weiterentwicklung konzentrierte und um interne Kohäsion und Stabilität sowie um eine Annäherung an die Zivilbevölkerung bemühte. Demzufolge waren die eigene Legitimierung und ein stabiler Beitrag zur politischen Ordnung des Landes insgesamt das vordringlichste Ziel.



*Nicolae Ceaușescu (m.) auf dem Empfang am 1. Mai 1965 in Snagov.
Quelle: Fototeca online a comunismului românesc; Cota 12/1965.*

Die internen Akten des Ministeriums des Innern zeugen von der umfassenden Öffentlichkeitsarbeit der RKP. Dieser gelang einerseits die erfolgreiche Sicherung der eigenen Legitimität durch die Einbindung der Volkspolizei in die Gesamtstruktur staatlicher und militärischer Überwachung, andererseits lähmte sie durch eine starre Kontrolle deren Entwicklung. Die übermäßige Ideologisierung

ging auf Kosten der öffentlichen Sicherheit: mit einer mangelhaften technischen Ausstattung und Vorbereitung, einer übermäßigen Arbeitsbelastung und einer Distanz zwischen Volkspolizei und Bevölkerung anstelle der versprochenen Bürgernähe. Der einzelne Milizionär nahm einen marginalen Platz innerhalb der Organisation ein. Dies war auf die militärische Kultur und die Praktiken der Unterordnung, auf das Prinzip der kollektiven Arbeit und den Glauben an den Vorrang des Kollektivs vor dem Individuum, auf den niedrigen Ausbildungsgrad der Angestellten und nicht zuletzt auf die personelle Homogenisierung auf allen Ebenen zurückzuführen.

Der typische Volkspolizist agierte gemäß interner Verhaltenscodes, insbesondere der Selbstkritik, mit der er über sich etwas anderes erzählen konnte, als das, was die Realität hergab oder andere über ihn gesagt hätten. Er war sich seines Anteils an der Kausalkette der Kriminalität bewusst, aber gleichzeitig in der Lage, die kausalen Muster nach seiner eigenen Logik neu zu interpretieren. Ideologischer und technologischer Rückstand konnten den komplexen Kausalitäten jedoch nicht genügen und die Entstehung von Verbrechen sowie das Aufkommen interner Disziplinlosigkeit nicht verhindern.

Aus der zeitgenössischen Presse („PENTRU PATRIE“, „Scînteia“, „Securitatea“) wird ersichtlich, dass die Entwicklung der Volkspolizei beinahe ständig von Reformprozessen und vom Ausbau sowie der Konsolidierung eines Netzwerks von Spitzeln begleitet wurde, wobei sowohl der Widerspruch zwischen notwendiger technologischer Ausrüstung und dem hierfür unzureichenden Haushalt als auch der Gegensatz zwischen marxistisch-leninistischer Erziehung und der praktischen Erfahrung erschwerend hinzukamen. Die Fortsetzung der im Wesentlichen auf die jüdische und die deutsche Minderheit begrenzten legalen Emigration und der illegalen Auswanderung oder der Proteste der Bergarbeiter aus dem Schiltal vom 1. bis 3. August 1977 machten die Grenzen des Handlungsspielraums der Volkspolizei deutlich.

Das katastrophale Erdbeben von 1977, die spektakuläre Flucht des Geheimdienstmitarbeiters Pacea 1978 oder die Flucht der damals weltberühmten Kunstturnerin Nadia Comăneci 1989 hatten denselben Effekt.

Trotz der globalen Legitimierungsstrategie der rumänischen Volkspolizei verlor gegen Ende der 1980er Jahre das dafür gedachte Dispositiv der „Ruhe und Ordnung“

an Substanz und leistete eher einen mechanischen Beitrag zur Verlängerung der Herrschaftsagonie. Der Selbstkritik und dem Parteijargon, die zum volkspolizeilichen Legitimierungscode gehörten, hielten die Bürger das ebenso performative „qui pro quo“ und raffinierte Sprachspiele entgegen. Deshalb verfügte nicht nur die Volkspolizei über einen ästhetischen Legitimierungscode; auch die zivile Bevölkerung besaß eine Ästhetik des Performativen, der Decodierung und des Widerstands.

Auch der rumänische Kriminalroman erwies sich als zweideutiger Repräsentationskontext. Major Cristescu aus der Kriminalromanreihe mit Melania Lupu ist die einzige Hauptfigur, die eine intensive Beziehung außerhalb der Ehe führt, und zwar in einem solchen Ausmaß, dass die Autorin Rodica Ojog-Braşoveanu sechs Romane benötigt, um diese zu beschreiben. Anders als Conta und Roman, bei denen es sich um Beziehungen mit der Ehefrau bzw. mit der Verlobten handelt, trifft sich Cristescu mit Melania, der Amateurdetektivin, Verdächtigen, Kriminellen und Geliebten meist nur unter dem Vorwand der Arbeit. Ihre gegenseitige Zuneigung, die mehrmals ausgedrückt oder gedacht wird, die Proust'sche Evokation der Fondants aus ihrer Kommode oder ihr melodramatischer Brief mit der Bitte, ihr doch nach dem Tod Chrysanthemen und Flieder auf das Grab zu legen, liegen jedoch fernab von allem Dienstlichen. Spätestens bei Cristescus Beschreibungen von Melanias Körper ahnt der Leser, dass erotische Betrachtungen im Spiel sind.

Der Eros wird in Rodica Ojog-Braşoveanus Romanen jedoch nie zur amourösen Anarchie, sondern besitzt vielmehr einen ordnenden Wert. Der im Krimigenre enthaltene Widerspruch zwischen den Idealen der staatlichen Ordnung und der privaten Unterhaltung machte auch die Gesellschaft für Widersprüche empfänglicher.

Ein weiteres Feld der Repräsentation sind die Mobilität der Bürger und die damit zusammenhängenden Herrschaftspraktiken. Das in den ersten Jahren stalinistische Verständnis (1948–1964) und das nach einer kurzen Reformphase neostalinistische Verständnis (1965–1989) des Regimes von Mobilität waren eng mit einem Glauben an eine ewige dynastische Herrschaft verknüpft und stützten sich vorwiegend auf Gewalt. Die Kreativität der Bevölkerung im Umgang mit der Mobilität wurde stark unterschätzt, denn die Behörden betrachteten die Bürger als beherrschbare Masse; deren Möglichkeiten zu Mobilität blieben deshalb weitestgehend unbeachtet. Die Masse bestand jedoch in der Realität aus zahlreichen Individuen, denen es zum Teil gelang, den panoptischen Blick der Volkspolizei zu täuschen.

Die paradoxe Funktion der Verkehrsvolkspolizei, einerseits den Straßenverkehr zu erleichtern und andererseits die Mobilität der Bürger einzuschränken, machte sie zu einem beständigen Instrument der Herrschaftsrepräsentation. In diesem Konflikt lag der Kern der Herrschaftskonsolidierung, aber auch eine der Ursachen des letztendlichen Scheiterns der Konsolidierung und des Verlusts ihrer Legitimität. Dies verdeutlichen die verschiedenen Praktiken der Bevölkerung hinsichtlich der Mobilität, von der Aneignung

des offiziellen Diskurses von „Ruhe und Ordnung“, um über die Grenze zu fliehen, über Kinderspiele während der Pflichtteilnahme an den Erntearbeiten bis hin zu Tricksereien bei der Beantragung von Personalausweisen. Die konkreten Folgen, die solche Praktiken erzeugen – verdeutlicht unter anderem im Film „Căsătorie cu repetiție“ („Heiratsprobe“, V. Calotescu, Rumänien 1985) – stehen im Widerspruch zu den festlichen Märschen und der ebenso feierlichen Rhetorik der wissenschaftlich-technischen Revolution. Aber dieser Widerspruch wurde wiederum durch die Untersützung der Bevölkerung entschärft, die zumindest an der Oberfläche dem in vielerlei Hinsicht widersprüchlichen Regime eine langandauernde Loyalität entgegenbrachte. Langfristig förderten die Einschränkungen der Mobilität jedoch die Entstehung tiefer Sehnsüchte in der Bevölkerung.

Neben dem Thema Mobilität wurde auch der Film zum Medium von Repräsentationen der Volkspolizei. Die unterschiedlichen Perspektiven zum Banküberfall von 1959 im Film ergeben ein Bild der Geschichte als Rekonstruktion. Calotescus „Rekonstruktion“ (1960) wurde landesweit in den Kinos gezeigt, um das positive Bild der Sicherheitsorgane zu unterstützen. Da Informationen über den realen Ablauf des Überfalls nur sehr wenige Menschen erreicht hatten, wurde die Inszenierung von 1959 zehn Jahre lang zur einzigen Wahrheit und zumindest dadurch zum Bildnis der Macht. 1968 zeigte Pintilie dem Publikum dann seine „Rekonstruktion“. Beide Filme tragen ausgehend von der kriminalistischen Nachstellung diesen Titel. Pintilies umfassende Kritik an der Herrschaft, an den Bürgern und an der Volkspolizei ist direkt und schonungslos, was auch durch zahllose subversive Gesten, Sätze, Motive und Spiele mit der Kamera zum Ausdruck kommt.

Die Rekonstruktion als Refashioning des Volkspolizisten funktionierte im alten Regime gar als zweideutiges Protokoll. Hierunter sind zu verstehen geheime, durch Selbstzensur verschleierte oder durch Unterlassung und Änderungen von Zahlen direkt verfälschte Protokolle interner Sitzungen der *Miliția*. Offiziell diente eine solche Rekonstruktion didaktischen Zwecken, inoffiziell legitimierte sie eine bestimmte Rechtsauslegung und zielte darauf ab, die Ordnungshüter allgemein als Beschützer der öffentlichen Sicherheit zu etablieren. Deshalb lautet das Argument an dieser Stelle, dass die



Abzeichen eines Volkspolizeiunteroffiziers der Rumänischen Volksrepublik

Rekonstruktion zur kulturellen Matrix der volkspolizeilichen Repräsentationen geworden war.

Verstanden als versteckte Protokollführung blieb diese Art der Repräsentation, wie ähnlich auch insgesamt die Volkspolizei in der Historiografie des Kommunismus, hinter den Kulissen versteckt. Ausgehend von der Medvedkin'schen Denunziation durch den Film und von den kriminalistischen Nachstellungen kann man von der rumänischen „Rekonstruktion“ als einem politischen Akt sprechen. Die Figuren, welche die Schauspieler vor der Kamera verkörpern, werden so zu doppeldeutigen Gestalten eines konstanten Spiels von Konstruktion und Rekonstruktion der Herrschaft, die für jede Diktatur typisch ist.

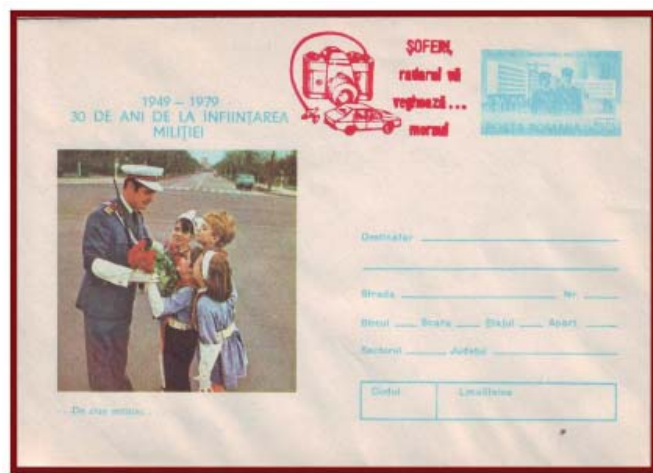
Schließlich boten auch Interviews mit ehemaligen Volkspolizisten wie Dominte oder N. und Autobiografien wie jene von Traian Tandin und Dumitru Ceanica zahlreiche weitere Möglichkeiten zur Sondierung der Arbeitspsychologie dieses Berufsstandes an. Die Aussagekraft der Interviews wird durch die Unbeständigkeit der mündlichen Sprache etwas relativiert. Durch den Spielraum, den dieses Medium versierten Erzählern gibt, ist die Bedeutung der Erzählung schwer zu fassen (a). Sowohl als ehemalige Volkspolizisten wie auch als Autobiografen setzen die Autoren die Zeit und deren unterschiedliche Ebenen als Repräsentationsmittel ein. Dadurch gewinnen ihre Autobiografien und Erzählperspektiven an Komplexität (b). Die Sprunghaftigkeit des narrativen Interviews bildet einen Kontrast zu der literarischen Reflexivität der schriftlichen Biografien.

Gleichzeitig verfügt der geschriebene Text nicht über die Flexibilität der Erzählung, die sich im Augenblick mehrmals rekonstruieren kann. Die Aspekte (a) und (b) ergänzen die restlichen Quellengattungen bzw. den Aspekt der von unten erfolgenden Repräsentation der Volkspolizei. Des Weiteren eignen sich (a) und (b), um zu überprüfen, inwiefern sich die auch in offiziellen Dokumenten häufig anzutreffenden erfundenen Charaktere, die Fiktionalität der Literatur und des Films sowie die in dieser Hinsicht hybriden Selbstzeugnisse überlappten. Parallel zu den offiziellen Bildern des Volkspolizisten wird somit deutlich, dass es bei den Ordnungshütern sowohl eine hohe Unterstützung des Status quo (vor allem, aber nicht ausschließlich, am Anfang ihrer Karriere) als auch Momente der Diskrepanz mit dem Regime gab. Im Zusammenhang mit dieser widersprüchlichen Haltung ist eine zunehmende Abkehr von der Loyalität gegenüber der politischen Ordnung zu beobachten.



Titelblatt der Zeitschrift „PENTRU PATRIE“ (Für das Vaterland) 4/1972, mit Volkspolizeimitarbeiterin.

Schließlich erwiesen sich die Repräsentationsverhältnisse der Volkspolizei in deren internen Akten und in der Presse, im Kriminalroman und im Bereich der Bürgermobilität sowie in Filmen und Selbstzeugnissen als sehr komplex. Diese ermöglichten die Herstellung von Legitimität, trugen aber paradoxerweise doppelt zur Aushöhlung der Herrschaft von innen bei: Einerseits waren es die negativen Repräsentationen der staatlichen Autorität, die nach und nach Widerstandspraktiken in der Bevölkerung hervorbrachten. Andererseits erlaubten diese Repräsentationen dem rumänischen Regime trotz fehlender Legitimität in den 1980er Jahren, eine Zeitlang weiter zu bestehen, bis die historischen Ereignisse von 1989 der kommunistischen Herrschaft schließlich doch ein Ende setzten. Ein annähernd zeitgleiches extremes Beispiel für die Dissoziation zwischen Repräsentation und Legitimität ist die Kimjongilia, die Blume, die in Nordkorea 1988 nach dem „lieben Führer“ Kim Jong-il benannt wurde, während zu gleicher Zeit der Hungertod hunderttausender Menschen in Kauf genommen wurde. So verkörperte auch



Briefumschlag: „1949–1979 – 30 Jahre seit der Gründung der Volkspolizei“.

der Volkspolizist das Beste im massenmedialen Diskurs über den Fortschritt und über den Weg Rumäniens zum „Kommunismus“. Ausgehend von R. Buckminster Fullers Gedanken über den Menschen als „orderly designed species“ (R. Buckminster Fuller, *Critical Path*. New York 1981, S. 28), also als Wesen, dem die Idee der Ordnung angeboren ist, lässt sich argumentieren, dass der Milizionär nicht nur Hüter des Gesetzes und Erzeuger von Ruhe und Ordnung, sondern letztlich auch ein Produkt der Gesellschaft war, in der er lebte.

Dr. Ciprian Cîrniala, Historiker und Romanist, ist zurzeit Referendar für Spanisch und Geschichte in Berlin. In der Reihe „Südosteuropäische Arbeiten“ (Band 159) des Berliner De Gruyter Oldenbourg Verlags erschien 2018 seine Studie „Ceașescus Polizei. Herrschaft, Ruhe und Ordnung in Rumänien (1960–1989)“.

Die Einführung der rumänischen Amtssprache im Banat

VON KINGA GÁLL

Nach dem Ersten Weltkrieg haben nicht nur der Machtwechsel und die darauf beruhende Grenzverschiebung das Leben der Banater entscheidend geprägt, sondern auch die damit verbundene Einführung einer neuen Amtssprache. Wie es hierzu kam und was es für die Menschen bedeutete, plötzlich vor der Herausforderung zu stehen, eine neue Sprache erlernen zu müssen, lässt sich anhand der „Temesvarer Zeitung“ aus den Jahren 1919, 1920 und 1921 anschaulich nachverfolgen. Vor allem der Kurznachrichten- und der Anzeigenbereich dieses Tagblattes bieten einen Einblick in die veränderte Sprachlage, der sich die Bevölkerung anpassen musste.

Der politische und sprachliche Kontext

Die „Karlsruher Beschlüsse“, die am 1. Dezember 1918 die Angliederung des Banats und Siebenbürgens durch die „Große Rumänische Nationalversammlung“ an Rumänien verkündeten, traten im Hinblick auf das Banat erst im Juni 1919 in Kraft, als diese Region zwischen Rumänien, Serbien und Ungarn aufgeteilt wurde, wobei infolge dessen der größte Teil Rumänien zufiel. Am 24. Januar 1919 war der Beschluss des Regierungsrates bezüglich der Sprachenfrage in den neuen Gebieten mit rumänischem Bevölkerungsanteil erlassen worden und mit dem Beginn der rumänischen Verwaltung im Banat im Juli desselben Jahres wurde Rumänisch als Amtssprache eingeführt.

Zur ethnischen Zusammensetzung der Temeswarer Bevölkerung nach dem Ersten Weltkrieg liegen keine Daten vor. Die letzte Volkszählung davor hatte 1910 stattgefunden und dieser können wir entnehmen, dass in Temeswar (rum. Timișoara, ung. Temesvár, serb./kroat. Temišvar, bulg. Timišvár) von den damals annähernd 73.000 Einwohnern ungefähr 43 Prozent Deutsche, 40 Prozent Ungarn und 10 Prozent Rumänen waren. Die verbleibenden rund 7 Prozent setzten sich hauptsächlich aus Serben, Kroaten, Bulgaren, Tschechen und Slowaken zusammen. Nach eigener Aussage sprachen damals rund 75 Prozent der Befragten Ungarisch. Man kann vermuten, dass sich der Anteil der Sprachgemeinschaften während der Kriegsjahre nicht wesentlich veränderte. Angesichts dieser Sprachlage wurde in der am 30. November 1919 bekanntgegebenen Verordnung des Oberbürgermeisters unter dem Titel „Die Anwendung der rumänischen und der übrigen Sprachen in der Amtsgebarung Temesvars“ nicht nur auf den verbindlichen Gebrauch des Rumänischen in allen Bereichen der städtischen Verwaltung hingewiesen, sondern auch auf die Ausnahmen „bis zur weiteren Verfügung der Regierung“. In diesem Sinne hieß es: „Bis dahin, bis sämtliche städtische Beamte und Angestellte die rumänische Sprache erlernt haben, kann in der inneren

Geschäftsführung die ungarische Sprache noch in Wort und Schrift gebraucht werden.“ Diese Anordnung sollte bis zum 31. Dezember 1920 in Kraft bleiben, danach aber war ausschließlich Rumänisch die ausnahmslos zu benutzende Amtssprache. Für die Angestellten der Stadtverwaltung bedeutete dies, dass sie binnen dieser Frist die rumänische Sprache erlernen mussten. Der Bürgermeister bot ihnen „zur Erreichung dieser Kenntnisse auf städtische Kosten rumänische Lehrkurse“ an. Diese sprachliche Übergangszeit galt auch für die Bevölkerung mit dem Hinweis: „Von den Bürgern deutscher und ungarischer Nationalität der Stadt Timișoara erhalten jene, die als Privatpersonen in deutscher oder ungarischer Sprache sich an die Stadt wenden, in derselben Sprache Antwort, welche sie in ihrem Ansuchen gebrauchten.“

Sprachliche Hilfsaktionen: Übersetzungen und Sprachkurse

Es muss wohl in Temeswar Nichtrumänen gegeben haben, die damals bereits Rumänisch sprachen, doch diese waren eher Ausnahmen. Für die Rumänen, die ohnehin Ungarisch und meist auch Deutsch sprachen, war die neue Lage leichter zu meistern und ihnen kam auch die Aufgabe zu, ihren Mitbürgern beim Gebrauch und Erwerb der rumänischen Sprache behilflich zu sein.



Titel der „Temesvarer Zeitung“, die in deutscher Sprache in Temeswar/Timișoara herausgegeben wurde. Sie wurde am 15. Januar 1852 als Amtsblatt der Woiwodschaft Serbien und Temeser Banat (Kaisertum Österreich) gegründet und war bis 1868 die einzige in der Banater Hauptstadt herausgebrachte Tageszeitung.

Bereits am 5. August 1919 erschien in der Rubrik „Vom Tage“ die Mitteilung: „Die rumänischen Dolmetscher des Temesvarer Gerichtshofes übernehmen alle Arten Uebersetzungen aus ungarischer und deutscher Sprache und vice-versa.“ Im Laufe der Zeit erschienen zahlreiche Nachrichten und Anzeigen mit Übersetzungsangeboten, inklusive von Privatpersonen. Als besonders nützlich erwiesen sich das im Januar 1921 erstmals beworbene Übersetzungsbüro TRANSLATOR für „die technisch schwierigsten“ rumänischen, deutschen, ungarischen, englischen, französischen

und serbischen Texte, die „amtlich und tadellos“ verfasst wurden sowie das Büro eines Temeswarer rumänischen Anwaltes, der „bei voller materieller und moralischer Garantie die fachgemäße perfekte Uebersetzung in die rumänische Sprache von gerichtlichen oder anderen behördlichen Eingaben, Prozeßschriften, Urkunden, Statuten, Entwürfen usw.“ übernahm.



Anzeige in der „Temesvarer Zeitung“ vom 15. Januar 1921.
Scan: Kinga Gáll

Am 14. August 1921 wurden die Leser auf das baldige Erscheinen einer deutsch-rumänischen Fassung des Zolltarifs aufmerksam gemacht, die „übersichtlich und nett ausgestattet mit alleiniger Autorisation des rumänischen Finanzministeriums“ als Hilfe für die Geschäftsleute gedacht war.

Wenige Tage später wurde am 18. August die Einführung der rumänischen Sprache bei den Gerichten als alleinige „Verhandlungs- und Einreichungssprache“ bekanntgegeben. Der Gebrauch anderer Sprachen war nicht mehr gestattet und auf Ungarisch verfasste Texte mussten auch in ihrer wortgetreuen rumänischen Übersetzung wiedergegeben werden. In diesem Sinne war die Bereitstellung von Formularen „der häufig notwendigen Eingaben mit gesetzmäßigem Texte in rumänischer Sprache“, die ein Temeswarer Anwalt zur Erleichterung der Arbeit seiner Kollegen verfasst hatte, eine willkommene Initiative. Bereits am 25. August wurde auf die Möglichkeit hingewiesen, diese in der Druckerei bzw. in einer Buchhandlung kaufen zu können.

Das Erlernen der rumänischen Sprache erwies sich bereits im Jahr 1919 als eine Notwendigkeit und wurde im Laufe der Zeit für viele Berufsgruppen ein absolutes Muss. Am 14. August 1919 gab es die Ankündigung für den ersten rumänischen Sprachkurs. In diesem und den folgenden Jahren wurden zahlreiche Kurse zum Erlernen der rumänischen Sprache organisiert. Üblicherweise fand der Unterricht abends in verschiedenen Schulen statt, geleitet wurden diese Sprachkurse von Journalisten, Gymnasiallehrerinnen und -lehrern. Im Anzeigenteil der Zeitung gab es häufig Inserate (sowohl als Gesuche als auch als Angebote) für private Sprachstunden.

Das Erscheinen des ersten Rumänisch-Ungarischen Wörterbuches wurde am 1. November 1919 mit lobenden Worten angekündigt: „Die die rumänische Sprache lernen, suchten bisher vergeblich in den Buchhandlungen nach einem den Ansprüchen des Lernens und Uebens entsprechenden Wörterbuch. ... Die Verfasser haben eine

gewissenhafte und bahnbrechende Arbeit geliefert. ... Die Wörter sind nach den neuesten Rechtschreibregeln der Bukarester Akademie bezeichnet. Das hübsch ausgestattete Buch lobt die Arbeit der Arader griech.-orient. Diözesandruckerei.“

Helle Begeisterung löste jedoch die am 15. Januar 1920 erschienene Zeitschrift „Limba Română“ aus, „die sich die Erlernung und Perfektionierung in der rumänischen Sprache zum Ziel gesteckt hat“. Die neue Zeitschrift wurde in rumänischer, deutscher und ungarischer Sprache redigiert und hatte wöchentlich drei Ausgaben. Ihr Herausgeber war der rumänische Schriftsteller Camil Petrescu, Lehrer am Realgymnasium in Temeswar und Chefredakteur der Zeitung „Banatul Românesc“. Die neue Zeitschrift sollte „in jeder Nummer Modelle von Urkunden, Formularen, Gesuchen, Bescheiden, laufenden Ausdrücken veröffentlichen“ und „Entwürfe, Aufsätze, Lektionen und Sprachkurse für Anfänger enthalten“.

Wenn wir die ziemlich schwierige sprachlich bedingte Sachlage aus heutiger Sicht betrachten, so könnten wir uns vorstellen, dass es fast unmöglich gewesen sein musste, gute und richtige Fachübersetzungen zu verfassen, zumal auch die Banater Rumänen Schulen und Universitäten mit ungarischer Unterrichtssprache besucht hatten. Wir dürfen dabei nicht vergessen, dass die Menschen vor hundert Jahren bei Weitem nicht so spezialisiert ausgebildet waren wie heute und die Bereiche Technik, Wirtschaft oder Verwaltung mit einer überschaubareren Terminologie verbunden waren.

Ebenfalls fragwürdig ist, ob es für die Nichtrumänen möglich war, innerhalb weniger Monate oder Jahre die rumänische Sprache zu erlernen. Diesbezüglich muss man einräumen, dass das Erlernen einer Fremdsprache vor hundert Jahren auch nicht leichter gewesen sein dürfte als es heutzutage ist.



Anzeige in der „Temesvarer Zeitung“ vom 15. November 1921.
Scan: Kinga Gáll

Sprachkenntnisse und Berufschancen

Vor 1919 gab es im Anzeigenteil der „Temesvarer Zeitung“ zahlreiche Stellenangebote, in denen deutsche und ungarische Sprachkenntnisse gefragt waren. Die Anzahl der Inserate, in denen ausdrücklich auf die Kenntnis der rumänischen Sprache als Vorteil oder als unerlässliche Bedingung zur Besetzung der angebotenen Stelle hingewiesen wurde, nahm in den Folgejahren jedoch zu. Die erste Anzeige dieser Art erschien bereits am 2. August 1919 und lautete:

„Öffentlicher Notar (közjegyző) sucht dringend Notariatssubstitut, außerdem Adjunkt und Schreiber, die in den Agenden des öffentlichen Notars vollkommen bewandt sind. Sehr vorteilhafte Bedingungen. Kenntnis der rumänischen Sprache unbedingt erfordert.“

In zahlreichen Stellenangeboten wurden Angestellte für Büroarbeiten gesucht. Als typische Beispiele dieser Art können folgende Inserate gelten:

„Gesucht wird perfecte deutsche Stenografin, die auch Maschinenschreiben kann. Bevorzugt solche mit ungarischer und rumänischer Sprachkenntnis.“ (13. Dezember 1919)

„Bankkorrespondent sucht hiesiges Bankinstitut für ständige Verwendung. Grundbedingungen: Handelsschule, vollkommene Kenntnis der ungarischen, deutschen und rumänischen Sprache.“ (22. Juni 1920) oder „Kontorfräulein wird gesucht. In der rumänischen Sprache bewanderte bevorzugt.“ (24. April 1921).

Sprachkenntnisse waren jedoch in beinahe allen anderen Bereichen gefragt, wie die folgenden Beispiele zeigen:

„Hierortiges großes Fabriksunternehmen sucht zu möglichst sofortigem Eintritt einen Handelsschule absolvierten jungen Mann mit schöner Handschrift zur Besetzung der Praktikanten-Stelle. Der rumänisch spricht und schreibt, wird bevorzugt.“ (7. August 1919)

„Fräulein zur Kassa, solid, aus gutem Hause, der ungarischen, deutschen Sprache vollkommen mächtig, der rumänischen Sprache mächtig, werden bevorzugt.“ (7. April 1920)

„Tüchtiger Glasergehilfe der auch tüchtiger Verkäufer und Rahmenarbeiter ist, die deutsche, rum. und ung. Sprache beherrscht, für sofort gesucht.“ (2. Oktober 1921)

In den Stellengesuchen finden sich außer Angaben zu beruflichen Kompetenzen auch Informationen zu den jeweiligen Sprachkenntnissen, darunter auch die (falls vorhanden) Kenntnis der rumänischen Sprache. Inwieweit diese Angaben der Wirklichkeit entsprachen, lässt sich aus heutiger Sicht nur spekulieren. Es scheint allerdings, dass die zahlreichen Sprachkurse gefruchtet haben. Und wenn die Arbeitssuchenden sich selbst ein wenig überschätzt haben – warum sollte es in dieser Hinsicht vor hundert Jahren anders gewesen sein als heute?

Aus der Vielfalt dieser Anzeigen seien folgende Beispiele angeführt:

„Stelle als Obermüller sucht erstklassiger Fachmann mit großer Praxis, sowohl in der technischen, wie auch praktischen Mühlenleitung. Spricht ungarisch, deutsch, rumänisch und serbisch.“ (20. November 1919)

„Als Kassierin, Aufschreiberin oder Küchenleiterin empfiehlt sich intelligente Frau mit Jahreszeugnissen; spricht deutsch, rumänisch und ungarisch.“ (13. Juni 1920)

„Tüchtiger Chauffeur-Maschinenschlosser ledig, spricht rumänisch, deutsch, ungarisch sucht entsprechende Anstellung.“ (10. Mai 1921)

„Portierposten sucht rumänisch, deutsch, ungarisch, serbisch sprechender Mann.“ (5. Oktober 1921).

Bis 1918 wurden Kundmachungen in der „Temesvarer Zeitung“ üblicherweise nebeneinander in Deutsch und Ungarisch veröffentlicht und die Bezeichnungen der betreffenden Einrichtungen in beiden Sprachen genannt. Nach 1919 wurde auch der rumänische Name hinzugefügt.

Aus den angeführten Beispielen geht hervor, dass für sehr viele Menschen die sprachliche Wende gleichzeitig einen Wendepunkt in ihrem Berufsleben bedeutete. Sie mussten sich der neuen Situation anpassen und neben anderen Schwierigkeiten des Nachkriegslebens eine zusätzliche Aufgabe bewältigen.

In der von Mehrsprachigkeit geprägten Stadt Temeswar gab es aber eine Offenheit Sprachen gegenüber, die nicht die eigene Muttersprache waren. Die Bereitschaft, eine andere Sprache zu lernen, selbst wenn das von keiner Verordnung vorgeschrieben wurde, war auch vor 1919 gegeben. Dank dieser Einstellung war Rumänisch eine zusätzliche Sprache, die man sich zwar notwendigerweise, aber vorbehaltlos aneignen konnte.



Anzeige in der „Temesvarer Zeitung“ vom 25. Dezember 1921.
Scan: Kinga Gáll

Rückblick

Für Ereignisse, die vor hundert Jahren stattfanden, gibt es keine Menschen als Zeitzeugen mehr. Ein Tagblatt wie die „Temesvarer Zeitung“ öffnet aber ein Fenster, durch das man in die Vergangenheit blicken kann, denn all die Nachrichten, die sie als Neuigkeiten brachte, sind für uns wertvolle Dokumente längst vergangener Zeiten.

Eine Zeitung ist keineswegs ausschließlich als geschichtliche Quelle zu betrachten und die darin enthaltenen Texte haben keinen absoluten Wahrheitswert, denn gegen unwillkürlichen Irrtum waren die Journalisten auch damals nicht abgesichert. Was eine Zeitung jedoch darlegt, ist der Alltag, das Jetzt von damals, dem die Historiker selten ihr besonderes Interesse widmen. Die Tageszeitung hält das fest, was am Tag ihres Erscheinens für ihre Leser höchstaktuell war. Deshalb finden wir auf den vergilbten Seiten alter Zeitungen so manche interessante Information, die in den Geschichtsbüchern nicht erwähnt werden.

Dr. Kinga Gáll unterrichtet Linguistik am Lehrstuhl für Germanistik der West-Universität Temeswar/Timișoara. Ihr Forschungsinteresse gilt der Banater Presse sowie der Presse der Vergangenheit als kultur- und lokalhistorisches Dokument.

„Wir wohnen Wort an Wort“ Banat, Siebenbürgen, Bukowina: Ein Ethnograffiti Südosteuropas

INTERVIEW VON OLIVER WURZBACHER

Die Ausstellung „Wir wohnen Wort an Wort“ Banat, Siebenbürgen, Bukowina: Ein Ethnograffiti Südosteuropas“ wurde in Jena vom 8. April bis zum 10. Mai 2019 gezeigt; sie entstand im Rahmen eines einjährigen Projektseminars an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

„Wir wohnen Wort an Wort“ – wer wohnt denn in dieser Konstellation?

Anne Dippel (AD): Der Titel ist dem bekannten Gedicht der Czernowitzerin Rose Ausländer entlehnt. Es ist ganz kurz und heißt bloß: „Wir wohnen Wort an Wort. Sag mir dein liebstes, Freund. Meines heißt Du.“ Sicherlich kann es zu den schönsten und kürzesten Gedichten über Freundschaft in der deutschen Sprache gezählt werden. Es ist für uns eine Chiffre, die auf das Zusammenleben der verschiedenen Sprachkulturen im heutigen Rumänien und der historischen Bukowina verweist. In dieser Region kann ein Miteinander beobachtet werden, das über Jahrhunderte hinweg gewachsen, insbesondere durch die Zeit der k. u. k. Monarchie Österreich-Ungarn geprägt worden ist. Die Zeilen lassen sich philosophisch interpretieren: Denn wenn Sprache die symbolische Beheimatung der Menschen ist, durch die sie überhaupt erst mit der Dingwelt und ihren Mitmenschen in Beziehung treten können, was heißt es dann für die verschiedenen Zungen in dieser Region, wenn sie zur gleichen Zeit gehört und verstanden werden können?

Valeska Bopp-Filimonov (VBF): Der Titel ist für uns zugleich Leitfaden für die einzelnen Stationen der Ausstellung geworden. Die Stationen nehmen die Metapher des Wohnens auf, und Worte werden in Szene gesetzt.

anderen“ behandelt die jeweiligen Stereotypen im Positiven wie im Negativen. „Trümmer, Träume, Traumata“ zeigt die Bruchstellen, die sich in den individuellen Lebensverläufen durch die kollektiven Zugehörigkeiten ergeben haben, befasst sich mit der Vernichtung der Juden Europas ebenso wie mit dem Leid der Deutschen Rumäniens nach 1945, ohne die jeweiligen Schicksale zu vergleichen, sondern um sie zu kontrastieren. „Neue Hausherrn nach 1989“ schaut auf die Zeit, als die meisten Deutschen und Juden die Region verließen, und nimmt das Rumänische in den Blick. „Verwohnte Ruinen“ befasst sich mit denen, die da geblieben sind und dem, was jetzt noch dort zu finden ist. Und die Station „Wegweiser Teamethnografie“ erlaubt es, Einblicke in die Forschungsmethode zu nehmen, wie wir unsere Daten gesammelt und unsere Erkenntnisse gewonnen haben.

AD: Denn Methode heißt im Altgriechischen ja beiderlei, Weg und List.

Was ist ein Ethnograffiti?

VBF: Das Ethnograffiti deutet das Schemen- und Skizzenhafte der Ergebnisse unserer letztlich ja sehr kurzen Forschungszeit an. Wir konnten keine wochen-, geschweige denn monatelangen Feldforschungen durchführen, sondern auf Grundlage unserer Beobachtungen nur einen Diskussionsraum öffnen. In der Ausstellung deuten wir historische Kontextualisierungen nur an, rahmen die jeweilige Station absolut minimal und haben Bilder unserer Reise und Literaturzitate, die einen assoziativen Resonanzraum öffnen. Die für uns zentralen Interviewzitate der Hörstationen bleiben ansonsten unkommentiert: Die Besucher sind damit selbst aufgefordert, sich Gedanken zu machen, bei Interesse nachzurecherchieren und sich dem jeweiligen Thema genauer zu nähern – letztlich wie wie bei einem Graffiti im öffentlichen Raum.

AD: Das hast Du schön zusammengefasst. Wir haben den Begriff entwickelt, um die Schnittstelle von ethnografischer Feldforschung einerseits und publikumsorientierter Aufbereitung andererseits prägnant zu



Ausstellungspostkarte

„Alle unter einem Dach“ hat das vielsprachige Miteinander im Multiethnischen zum Thema. „Grundrisse der

beschreiben. Zuerst war ja die Idee über das „Dickicht der Sprache“ zu sprechen. Aber das wirkte uns dann doch auch nicht bunt genug für das, was wir erlebt haben. Ich glaube, es ist mir dann als Idee gekommen, als wir darüber nachgedacht haben, wie wir mit einem Thema auch solche Menschen für unsere Methode und Thematik begeistern können, die gar nichts mit dem Thema zu tun haben. Unsere Forschung war auf zwei Wochen ausgerichtet, in denen wir zwar als Team gemeinsam geforscht haben, aber schon von vorneherein feststand, dass wir die Kontakte nicht vertiefen, nicht zurückkehren würden. Unser Zugang hat etwas Ephemeres, zugleich etwas Verdichtendes, eben wie ein Graffiti, das zu meist über Nacht entsteht, dem das Übermalen, das Verschwinden von vorneherein selbst eingeschrieben ist. Und so ist auch der Begriff selbst ein Beispiel dafür, wie aus unserer Zusammenarbeit ganz unvorhersehbare Neuerungen entstehen konnten. Wobei ich dann danach recherchiert habe, dass irgendjemand sich dieses Wort natürlich schon an anderer Stelle einmal ausgedacht hat. So ist es eben mit der Sprache, die wir bewohnen, sie gehört uns nicht, jeder kann mit ihr machen, was er will und selbst das Einzigartige ist meist ein Phantasma. Außer in der Dichtung und den dichten Beschreibungen selbst. Dort ist es eben anders. Und deshalb standen für uns ja auch Gedichte und Literatur Pate, haben wir dichte Beschreibungen ebenso ausgestellt wie Interviews.

Was ist das Besondere an eurer Forschung?

VBF: Das Besondere war sicherlich in erster Linie die methodische Herangehensweise. Innerhalb kürzester Zeit hat ein Team von zwölf Studierenden und drei Dozentinnen, in der Mehrzahl ohne regionale Vorkenntnisse, sich eingearbeitet und eingefühlt in eine den meisten ganz fremde Region. Diese Form der Teamethnografie, in der die Eindrücke der Einzelnen in abendlichen Plenumsitzungen zusammengetragen wurden und davon ausgehend der nächste Tag geplant wurde, hätten in dem Moment auf Außenstehende sicherlich sehr konfus gewirkt! Aber es war ungeheuer intensiv und effektiv, die Reise durch so viele Augenpaare zu sehen und Eindrücke zu teilen. Die ausführliche Interpretationsarbeit folgte dann nach der Reise nach Rumänien und in die Ukraine.

AD: Hinzu kam auch die effektive Art, in der wir die Forschungsdaten dann ausgewertet haben. Durch eine Organisation in kleinen Gruppen war es uns möglich, in wenigen Monaten Interviewanalyse, Dokumentarfilm,

Hörstationen und Ausstellungskonzeption ebenso wie die notwendige Finanzierung des Ganzen zu organisieren. Dabei haben uns auch Messenger- und Repositorydienste geholfen. Ohne die digitale Basis unserer Arbeit wären wir nie in der Lage gewesen, in so kurzer Zeit zum Ziel zu gelangen.



„Wir wohnen Wort an Wort“ Banat, Siebenbürgen, Bukowina: Ein Ethnograffiti Südosteuropas. Wort-Bild-Marke zur Ausstellung. Foto: Britta Kussin, Frappant e.V. Hamburg

Welche Erkenntnis hat euch als Forscherinnen und Forscher am meisten überrascht?

VBF: Ich muss zugeben, dass ich bisher eher einen Bogen um eine eingehendere Beschäftigung mit den Deutschen in Rumänien gemacht habe. Äußerungen, wie die eines älteren Sachsen aus Bukarest, seine Haushälterin koche mittlerweile auch schon ganz gut, obwohl sie Rumänin sei, hatten mich schon bei Rumänienaufenthalten in meiner Studienzeit irritiert, und das Deutschtümelnde hatte mich abgeschreckt. Es ist mir ganz fremd. Die klaren „Grundrisse der anderen“, wie eine unserer Ausstellungsstationen hieß, bestätigten sich. Aber ich bin doch dankbar, durch die intensiven Interviewauswertungen die Komplexität auch der Verletzungen, der Trauer und des vielfach unausgesprochenen Traumas der schrittweisen Entwertungserfahrung im 20. Jahrhundert besser verstanden zu haben, sodass – wenngleich mich weiterhin viele politische Einstellungen, die uns zugetragen wurden, abschrecken – doch die Tragik auch eine gewisse Empathie hat wachsen lassen.

AD: Ich bin sehr romantisch an das Thema herangegangen. Eigentlich haben mich zunächst die Schriften Adolf J. Storfers, eines aus Botoșani stammenden Schriftstellers, auf die Idee gebracht, mich mit dieser Region zu befassen. Überhaupt waren es die Literatur und die sich darin spiegelnde Klangvielfalt, der besondere Metaphernreichtum, die die Idee wachsen ließen, eine „Reise zum versinkenden Kontinent der deutschen Sprache“ zu unternehmen, wie ich das Seminarkonzept ursprünglich einmal genannt habe. Dabei war ich voller Hoffnung – von der kleinen Literatur ausgehend – mehr darüber lernen zu können, wie sich das Deutsche als Minderheit in einer multiethnischen Gesellschaft leben lässt und was man von diesem Zusammenhang für Deutschland heute, aber auch für Europa lernen kann. Ich war doch ernüchtert zu erfahren, wie segregiert die einzelnen Ethnizitäten gelebt haben und bis heute noch leben. Schockiert hat mich auch, dass viele der Gesprächspartnerinnen und -partner, die wir vor Ort trafen, doch teilweise sehr dunkle Ansichten im Bereich des Politischen an den Tag brachten, zum Teil rechten Verschwörungstheorien nahestanden. Dieses Phänomen haben wir gemeinsam mit dir, Oliver, erst vor Kurzem auf einem Workshop zu Dark Ethnography wissenschaftlich vertiefen können. Inhaltlich und methodisch ist das Projekt an hochaktuelle Forschungsreflexionen anschlussfähig. Was mich persönlich daneben noch sehr fasziniert hat, war der ganz eigene Blick auf den Jugoslawienkrieg aus dieser Region heraus. Ich habe, glaube ich, erst dort begriffen, wie instabil die gesamte Region Südosteuropas gewesen ist und wie stark – bei allen Problematiken – doch das *Nation Building* Rumäniens in den letzten hundert Jahren erfolgreich war.



Reisebus: Das Exkursionsteam im Oktober 2018 vor der Fahrt von Suceava/Suceava (Südbukowina, Rumänien) nach Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți, Nordbukowina, Ukraine). Foto: Anca-Elisabeta Turcu

VBF: Außerdem überrascht haben mich die Aufgeschlossenheit und schnelle Auffassungsgabe der Studierenden, für die Südosteuropa wirklich Neuland war. Abgesehen davon sind einige Studierende in diesem intensiven Format des Projektseminars wirklich über sich hinausgewachsen. Es galt ja nicht nur, sich einen Reim auf Rumänien zu machen, sondern auch, Gelder für die Reise- und

Ausstellungsfinanzierung einzuwerben und die Fahrt wie auch die Ausstellung vom Konzept bis zum kleinsten notwendigen Utensil umzusetzen.



Herz: „Love thy neighbour“ – ein Straßengraffiti aus Budapest, aufgenommen auf der Reise nach Temeswar/Timișoara. Foto: Anne Dippel

AD: Ja, die Studierenden haben mich auch positiv überrascht. Das Ganze hat auch deshalb so gut funktioniert, weil unsere Fächer, trotz ihrer so unterschiedlichen Ausrichtungen – anthropologisch einerseits, philologisch andererseits – über die kulturwissenschaftliche Klammer miteinander harmonieren. Das Projekt ist ein Beispiel für gelungene Interdisziplinarität. Wir hatten starke Studierende und wir alle sind ein starkes Team geworden.

Die Ausstellung ist nun bereits vorbei. Hat das Projekt eine Zukunft?

VBF: Aktuell haben wir Interessensbekundungen, aber noch keine festen Zusagen für andere Ausstellungsorte. Die Universität Jena allerdings plant, das Wintersemester 2019/2020 den sogenannten kleinen Fächern zu widmen: Da soll die Ausstellung im Frühjahr 2020 noch einmal für vier bis sechs Wochen gezeigt werden.

AD: Hinzu kommt, dass wir so die Möglichkeit haben, das Projekt auch in eine digitale Ausstellung zu verwandeln – zumindest an der Universität Jena ein absolutes Novum. Das freut mich, denn die von uns gesammelten Töne, Stimmen und Stimmungen sind Zeitzeugnis einer tatsächlich schwindenden Kultur in einem Europa, das seine Identität gerade neu bestimmt.

Dr. Valeska Bopp-Filimonov ist Juniorprofessorin für Romanistik mit Schwerpunkt Rumänistik an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Dr. Anne Dippel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Europäische Ethnologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Die Fragen stellte Oliver Wurzbacher, studentischer Teilnehmer am Projektseminar und seit April 2019 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Europäische Ethnologie der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Eine Exkursion nach Marienfeld

VON VADIM TRANDAFILOV

Im Rahmen unseres Seminars zur bessarabiendeutschen Erinnerungsliteratur im Masterstudiengang an der Staatlichen Pädagogischen Ion-Creangă-Universität Kischinew/Chişinău reisten die Teilnehmer unter Leitung des DAAD-Lektors, Dr. Josef Sallanz, in ein Dorf namens Marienfeld. Der Ort befindet sich auf dem Territorium der heutigen Republik Moldau. Ziel unserer wissenschaftlichen Exkursion war die Erforschung der bessarabiendeutschen Spuren im Süden der Region.

Bekannterweise sind die Bessarabiendeutschen eine Volksgruppe, die zwischen 1814 und 1940 in Bessarabien, eine Region, die zwischen der Republik Moldau und der Ukraine aufgeteilt wurde, siedelte. Heute ist diese Volksgruppe jedoch bis auf wenige Einzelpersonen in diesem Gebiet nicht mehr vertreten. Das Territorium am Schwarzen Meer war damals als Neurussland Teil des Russischen Zarenreiches, später wurde es zum Gouvernement Bessarabien.

In ihrer 125-jährigen Geschichte waren die Bessarabiendeutschen eine überwiegend bäuerliche Bevölkerung. Gedeckt vom Hitler-Stalin-Pakt 1939 wurde Bessarabien im Sommer 1940 von der Sowjetunion militärisch besetzt. Ende 1940 folgten die Bessarabiendeutschen nahezu vollständig dem Aufruf zur Umsiedlung ins Deutsche Reich unter dem Motto „Heim ins Reich“.

Wir hatten Marienfeld in der Republik Moldau sowie einige Orte in der Ukraine besucht, um die Einwohner zu befragen, was sie über diese Volksgruppe wissen, was ihre Eltern ihnen über die Bessarabiendeutschen erzählten, und ob sie den einen oder anderen Vertreter dieser Volksgruppe (oder deren Nachkommen) kennen.

Der erste Ort, den wir besuchten, war Marienfeld. Mit demselben Ziel, also dem der Befragung, suchten wir zwei weitere Orte in der Ukraine auf: Tarutino und Arzis. Dort verbrachten wir ebenfalls eine sehr spannende Zeit, dennoch hat Marienfeld mir am besten gefallen, und ich möchte mit einem Interview, das wir mit dem Leiter des Kulturhauses des Dorfes, Mihai Moldovanu, durchführten, über diesen Ort berichten. Als wir im Dorf ankamen, wartete Herr Moldovanu schon ungeduldig auf uns. Er war nämlich sehr begeistert, dass wir sein Dorf besuchen wollten. Wir begrüßten einander und danach bat uns Herr Moldovanu gleich ins Kulturhaus, das früher als Bethaus für die Bessarabiendeutschen diente, und die Studenten begannen, ihn zu interviewen. Jeder von uns stellte an Herrn Moldovanu unterschiedliche Fragen und er beantwortete geduldig alle unsere Fragen.

Herr Moldovanu, wann wurde dieser Ort gegründet?

1910 kamen die Deutschen hierher. Das war im Herbst und sie schafften es sogar, auf einigen Feldern Weizen

zu säen. Im späten Herbst fingen sie dann an, Häuser zu bauen.

Das heißt, das Dorf wurde 1910 gegründet?

Nein, darum geht es eben, dass das Jahr der ersten Ernte als Gründungsjahr des Ortes zählt. Und folglich gilt das Jahr 1911 als Gründungsjahr des Dorfes Marienfeld.

Sagen Sie, könnten wir die ersten Häuser, die damals gebaut wurden besichtigen?

Diese Häuser sind längst zerstört. Heutzutage sind nur wenige Häuser aus den Zeiten der Bessarabiendeutschen geblieben, beispielsweise das Gebäude des heutigen Krankenhauses, das ich euch später zeigen kann.

Gibt es irgendwelche Bilder oder Dokumente, die sich bis in die heutige Zeit bewahrt haben?

Hier könnt ihr Bilder aus der damaligen Zeit sehen. Wir haben auch eine Liste mit den Namen aller Familienoberhäupter, die diesen Ort gründeten.

Haben Sie auch Dokumente, aus denen man erfahren kann, wie dieser Ort vor mehr als hundert Jahren aussah?

Ja, wir haben den Dorfplan von damals. Auf dem Plan könnt ihr sehen, wie gerade die Straßen aussahen. Die Deutschen bauten lange Häuser, die immer quer zu den Straßen lagen. Ihr könnt auf dem Plan auch den Friedhof und die Kirche sehen, der Friedhof ist übrigens nicht weit von hier, und wenn ihr wünscht, können wir auch den Friedhof besichtigen.

Ja, gerne! Und wann wurde dieses Gebäude, in dem wir uns jetzt befinden, errichtet?

Das Gebäude wurde 1911 erbaut. Wir haben hier auch ein Buch über die Bessarabiendeutschen, das von Herrn Edwin Kelm geschrieben wurde.



Hausfassade in Marienfeld: Der Ort wurde 1911 von Bessarabiendeutschen gegründet. 1940 lebten 780 Deutsche und 32 Angehörige anderer Nationalitäten in Marienfeld. Foto: Josef Sallanz

Warum heißt der Ort ausgerechnet Marienfeld? Hat das einen besonderen Hintergrund?

Diese Frage kann ich nicht genau beantworten, denn es gibt verschiedene Hypothesen. Eins weiß ich genau: In der Republik Moldau gibt es mehrere Orte, in denen Bessarabiendeutsche wohnten und die heutzutage schon andere Namen haben. Marienfeld ist bei seinem alten Namen geblieben.



Die Kischinewer Studenten erkundeten mit dem Kulturhausleiter, Mihai Moldovanu, das Dorf Marienfeld und seine bessarabiendeutsche Vergangenheit. Foto: Josef Sallanz

Erlauben Sie uns zu widersprechen. Soweit uns bekannt ist, hieß Marienfeld während der sowjetischen Zeit Perwomajsk.

Das stimmt, aber in den 1990er Jahren stimmten alle Bewohner unseres Dorfes ab und der Ort ist demzufolge zu seinem ursprünglichen Namen Marienfeld zurückgekehrt.

Sagen Sie, Herr Moldovanu, kommt heutzutage auch Besuch aus Deutschland hierher?

1988 kam die Familie Weippert das erste Mal hierher. Dann hörte man einige Jahre von diesem Ehepaar nichts mehr. 1992 waren sie wieder gekommen und seitdem besuchen sie uns jedes Jahr. Sie schickten aus Deutschland Hilfsgüter für die wenig vermögenden Bewohner; bereits dreimal waren Lkw mit gespendeten Sachen nach Marienfeld gekommen.

Und was für Hilfe? Was war in den Lastern?

Alles, was die Menschen im Dorf benötigen – Kleidung, Fahrräder, Geschirr sowie gebrauchte Fernseher und Kühlschränke. Die Sachen wurden hier im Dorf unter den ärmeren Bewohnern verteilt. Die Bewohner des benachbarten Dorfes Ialpujeni nahmen ebenfalls an der Verteilung der Güter teil.

Ialpujeni? Ist das ein anderes Dorf oder gehört Marienfeld irgendwie auch zu ihm?

Es gibt zum Dorf Ialpujeni keine Grenze, wie es im Falle mit den anderen Dörfern üblich ist. Wir haben eine gemeinsame Schule für die beiden Dörfer. Wir bilden eine Gemeinde.

Eine eigene Schule hat Ihr Dorf also nicht?

Früher, als ich selbst noch die Schule besuchte, gab es in Marienfeld auch eine Schule. Dort konnte man allerdings nur bis zur vierten Klasse lernen, und wer weiter die Schule besuchen wollte, musste nach Ialpujeni fahren.

Erzählen Sie bitte etwas mehr über die Deutschen, die jährlich im Sommer nach Marienfeld kommen.

Ja, gerne! Herr Weippel wurde hier geboren. Als er 16 Jahre alt war, musste er mit seinen Eltern Marienfeld verlassen. Und als er mit seiner Familie endlich in Deutschland war, kam er in das wehrpflichtige Alter und wurde zum Wehrmachtssoldat. Mit dem Regiment, in dem er diente, erreichte er wiederum diese Gegend und wurde im Donezk gefangengenommen.

Schließlich stellte unser Seminarleiter folgende Frage: Sagen Sie bitte, wann hat Marienfeld wieder seinen ursprünglichen Namen zurückerhalten?

Nach dem Zweiten Weltkrieg hieß das Dorf bis 1964 immer noch Marienfeld. Und dann, als wir mit dem Dorf Ialpujeni eine gemeinsame Kollektivwirtschaft (Kolchos) gründeten und man hier anfang, die Fernen und andere landwirtschaftliche Bauten zu errichten, wurden die zwei Dörfer unter einen Hut gebracht und erhielten den gemeinsamen Namen Perwomajsk. Die Kollektivwirtschaft trug auch denselben Namen – Kolchos Perwomajsk. Im Jahr 1992, als die Sowjetunion auseinanderfiel, nahm Ialpujeni wieder seinen historischen Namen an und wollte, dass unser Dorf nunmehr auch Ialpujeni heißen soll. Aber wir, die Bewohner von Marienfeld waren dagegen, demzufolge trägt unser Dorf seit 1992 seinen richtigen historischen Namen Marienfeld.

Und wie war das? Hat eine Umfrage oder ein Referendum stattgefunden? Wer war der Initiator der Rückbenennung?

Ein Referendum gab es nicht. Der damalige Bürgermeister berief eine Versammlung des Dorfes ein, in der sich alle Anwesenden einhellig für Marienfeld als Ortsbezeichnung ausgesprochen.

Wissen Sie, wie der damalige Bürgermeister hieß?

Das war Herr Nicolae Ciobanu, der nun Ehrenbürger unseres Dorfes ist, leider ist Herr Ciobanu nicht mehr am Leben.

Wie oft und in welcher Jahreszeit kommen die Deutschen nach Marienfeld?

Im Sommer, sie kommen meistens im Sommer. Im August ist es schön bei uns, es gibt hier viel Obst, wie Weintrauben oder Wassermelonen.

Haben die Kinder in der Gemeindeschule heutzutage Deutsch als Schulfach?

Nein, als Fremdsprache lernen die Kinder in der Schule leider nur Französisch. Es wäre schön, wenn Kinder in einem ursprünglich deutschen Dorf mit einem

deutschen Namen auch Deutsch als Fremdsprache lernen könnten.

Sagen Sie, wohnten bis 1940 nur Deutsche in diesem Dorf oder gab es hier in Marienfeld auch andere Nationalitäten?

In Marienfeld wohnten bis 1940 fast nur Deutsche. Aus Ialpujeni kamen freilich auch Moldauer, um den Deutschen bei den Feldarbeiten zu helfen.

Das heißt, die Deutschen beuteten die einheimische Bevölkerung aus?

Nein, die Moldauer waren froh, bei ihnen zu arbeiten, weil die Deutschen gut und sofort an demselben Tag bezahlten und während des Arbeitstages ihre Erntehelfer auch verpflegten.

Und wie trafen die Deutschen die Erntehelfer?

Jeden Morgen gegen 7 Uhr warteten die Leute aus Ialpujeni an der Brücke auf die deutschen Bauern. Die deutschen Bauern nahmen allerdings die nicht so Fleißigen kein zweites Mal mit auf ihren Hof.

Oh, sie waren so frech?

Nein, frech waren sie nicht. Das ist aber gerecht. Würdest du jemanden, der nicht gut arbeitet, ein zweites Mal zur Arbeit engagieren?

Hassten die Moldauer aus Ialpujeni die Marienfelder Bauern nicht?

Nein. Die Menschen waren hingegen froh, denn wer arbeitete und verdienen wollte, wurde immer wieder von den Marienfelder Bauern beschäftigt.

Dann wurde noch gefragt, wie die Geschichte der Marienfelder Deutschen weiter verlaufen ist:

Nachdem die Sowjets dieses Gebiet erobert hatten und Hitler seinen Erlass verkündete, sollten alle Deutschen, die in Bessarabien wohnten, diese Region verlassen. So verließen während des Jahres 1940 alle Marienfelder gemeinsam ihr Dorf. Ihre Häuser, Ställe mit Tieren, Scheunen mit Getreide, Felder – alles blieb hier. Nur die Pferde mit Kutschen konnten sie mitnehmen. Auch die Pflüge, Sämaschinen und andere Geräte mussten sie hier lassen.

Arme Menschen ...

Ja, und nachdem die Deutschen bereits nicht mehr da waren, kamen in der Nacht die Leute aus Ialpujeni und klauten alles vom verlassenen Vermögen der Deutschen, was sie nur klauen konnten.

Und dann? Erzählen Sie uns bitte das weitere Schicksal des Dorfes Marienfeld.

Im Jahr 1945, als der Zweite Weltkrieg zu Ende war, fing man an, die Felder, die zum Dorf Marienfeld gehörten, wieder zu bearbeiten. Im Dorf Ecaterinovca gab es ein Kolchos, der diese Felder bearbeitete. Die Häuser im

Dorf Marienfeld wurden nach und nach an die Menschen verteilt, die auf diesen Feldern arbeiteten.

Woher kamen diese Menschen?

Familien aus Ciucur-Mingir, Ecaterinovca, Cenac, Javgur siedelten sich in Marienfeld an.

Waren das nur Moldauer?

Das waren Leute verschiedener Nationalitäten – Bulgaren, Moldauer, Gagausen, Russen und andere.

War das Dorf nach dem Krieg zerstört?

Nein, gar nicht. Während des Zweiten Weltkrieges waren die deutschen Soldaten hier, dennoch gab es keine Kriegshandlungen.

Neben dem Kulturhaus gibt es noch ein Denkmal in Marienfeld. Welche Bedeutung hat es, und wer hat es errichtet?

Dieses Denkmal hat Dr. Arthur Scheible errichten lassen.

Wer ist das?

Dr. Arthur Schaible ist ein Deutscher, der in Marienfeld geboren wurde. Arthur Scheible hat dieses Denkmal seinen Vorfahren zu Ehren errichten lassen, die in diesem Dorf lebten und die Felder bestellten.



Das Exkursionsteam mit den jetzigen Bewohnern eines früheren bessarabiendeutschen Siedlerhauses in Marienfeld.

Foto: Archiv Josef Sallanz

Weil es im Kulturhaus bitter kalt war, gingen wir nach draußen. Wir besichtigten das im Auftrag von Dr. Arthur Scheible errichtete Denkmal sowie den Friedhof. Danach luden uns die jetzigen Inhaber in den aus bessarabiendeutscher Zeit stammenden Keller ihres Anwesens ein. Dort wurde uns von ihnen leckeres Essen angeboten, und wir tranken viel und sehr guten hausgemachten Wein. Das war ein sehr interessanter Tag, an dem wir sehr viel Neues erfuhren. Dieser Tag bleibt für uns unvergesslich.

Vadim Trandafilov ist Masterstudent der Germanistik an der Staatlichen Pädagogischen Ion-Creangă-Universität Kischinew/Chişinău, Republik Moldau. Die Exkursion nach Marienfeld sowie Tarutino und Arzis (Südbessarabien) fand im Frühjahr 2018 unter Leitung von Dr. Josef Sallanz, DAAD-Lektor in der Republik Moldau, statt.

Lenin- und Suvorovdenkmäler in Transnistrien

VON SEBASTIAN DÖPP

„Das Dasein der Nation ist ein tägliches Plebiszit.“ Im Kontext dieser Aussage versuchte der französische Historiker Ernest Renan bereits im 19. Jahrhundert zu erklären, dass es zum Fortbestehen einer Nation mehr bedarf als nur die klassischen Gemeinsamkeiten wie Sprache, Religion oder Geografie. Vielmehr steht und fällt eine Nation mit dem Willen der Bevölkerung, in einer solchen auch zu leben – und dieser Wille muss tagtäglich neu bekundet werden. Das Volk als Solidargemeinschaft, im Renan'schen Idealfall verbunden durch ein gemeinsames (kulturelles) Erbe und eine gemeinsame Erinnerungskultur.

Die Bevölkerung Transnistriens, welche in dieser Zusammensetzung erst seit relativ kurzer Zeit auf dem Gebiet des abtrünnigen *De-facto Staates* lebt, soll nach dem Bestreben der Regierung durch *gezieltes Einsetzen von Erinnerungskultur* ideologisch vereint werden. So werden öffentliche Erinnerungsorte, Feiertage und historische Narrative instrumentalisiert, um der Bevölkerung und damit auch dem „Staat“ selbst eine historisch hergeleitete Identität zu geben. Doch wieso bietet sich Erinnerungskultur an, um ein nationales Erbe und eine kulturelle Identität zu kreieren?

Historiker sind durch ihre Arbeit schon lange – ob bewusst oder unbewusst – ein elementarerer Bestandteil des *Nation Building*. Durch das Schaffen und das Perpetuieren von Geschichtsbildern helfen sie bei der Entstehung, Festigung und Legitimierung von Nationalitäten und Nationalstaaten. Und dies passiert auch in Transnistrien, ganz im Einklang mit der *Invention-of-Tradition-Theorie* des britischen Historikers Eric Hobsbawm. Dieser beschreibt das große Potenzial von verschiedenen symbolischen Ritualen für die Schaffung einer gemeinsamen Identität. Durch die stetige Wiederholung dieser *Traditionen* und durch die ständige Konfrontation mit Erinnerungsorten wird eine historische Kontinuität impliziert, die in das angestrebte nationale Narrativ passen soll. Es müssen also Traditionen erfunden werden, die idealerweise historisch legitimiert werden und

folglich die Grundlage einer nationalen Identität bilden können.

Diese Identität wird dann die Basis für *Imagined Communities*, welche der US-amerikanische Politikwissenschaftler Benedict Anderson als Ergebnis des Prozesses von sozialer Konstruktion beschreibt und die ein Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit in der Bevölkerung konstituieren. Besonders beliebte Mittel zur Erfindung von Traditionen und zur Schaffung einer gemeinsamen Identität sind Geschichtsbilder, die vor allem über Emotionen vermittelt werden sollen. Instrumentalisiert werden insbesondere (historische) Persönlichkeiten, Symbole, Mythen oder Feiertage, dies in der Annahme, dass hiermit in der Erinnerung vieler Menschen Emotionen wie Stolz, Wut, Trauer oder Freude verknüpft sind.

In Transnistrien finden diese Prozesse oft im öffentlichen Raum in der Form von Erinnerungsorten statt. Im Kontext des öffentlichen kollektiven Gedächtnisses vereinen insbesondere Denkmäler zwei Ebenen miteinander, die kombiniert identitätsstiftend wirken: die Vergangenheit und die Zukunft. So verkörpert die oftmals massive und auf Dauer ausgelegte Beschaffenheit der Erinnerungsorte den Aspekt der Zukunft, indem die Denkmäler durch das Überdauern der Zeiten das ihnen zugeschriebene Narrativ aufrechterhalten. Insbesondere bei nationalen Denkmälern ist der zeitliche Aspekt ein wichtiges, symbolträchtiges Merkmal, da nicht nur die Erinnerung an ein spezifisches Ereignis oder eine bestimmte Person erhalten

bleibt, sondern gleichzeitig die vermeintliche Kontinuität des Staates betont wird.

Und eine solche Kontinuität möchte die transnistrische Erinnerungspolitik suggerieren. Präziser, es soll eine kollektive Identität geschaffen werden, welche die ethnischen, linguistischen sowie sozioökonomischen Unterschiede in der Bevölkerung überschreibt. Die nationale Geschichtsschreibung wird insbesondere bei Staaten, die solche werden wollen, als Legitimationstechnik benutzt und genügt der Propaganda des jeweiligen Staates oftmals zur Begründung der eigenen Existenz. Gerade in Gebieten, in denen sich



Denkmal des russischen Generalissimus Aleksandr Suvorov (1730-1800) im Zentrum von Tiraspol, 2017. Foto: Sebastian Döpp

ein sozialer Umbruch, eine Revolution oder, wie im Fall von Transnistrien, ein (Bürger-)Krieg ereignet, ist die Instrumentalisierung von Geschichtsschreibung besonders intensiv.

Die transnistrische Historiografie „beschreibt die staatsgründende Bewegung als Widerstand der ‚internationalistischen Arbeiterklasse‘ und ‚Sowjet-Patrioten‘ gegen einen sich vor allem in Chişinău verstärkenden rumänischen Nationalismus und die rumänisch orientierte Sprachpolitik der [damaligen] MSSR-Führung“, so der Historiker Stefan Troebst. Auch findet im Fall Transnistriens keine Loslösung der nationalen Geschichte von der Periode des Kommunismus statt, so wie es in vielen anderen ehemals kommunistischen Staaten der Fall ist. Um die Arbeit der Historiker in eine möglichst ideologiefreie Richtung zu lenken und eben dieser Instrumentalisierung der Geschichtswissenschaften durch die Politik entgegenzuwirken, wurde 1998 an der Universitatea de Stat din Moldova ein UNESCO-Lehrstuhl für Südosteuropäische Studien gegründet. Doch nicht nur das Anknüpfen an die Zeit des UdSSR-Kommunismus ist für die transnistrische Geschichtsschreibung relevant, sondern ebenfalls die Verbindung mit älteren, vorkommunistischen (pseudo)identitätsstiftenden Narrativen, wie beispielsweise der entstandene Kult um den russischen General Suworov aus dem 18. Jahrhundert.

Der Rekurs auf sowjetische Geschichte in Transnistrien ist von der Regierung gewollt und gefördert sowie integraler Bestandteil der politischen und öffentlichen Kommunikation. Eine entsprechende Vereinnahmung wurde so bereits zu einem der wichtigsten Propagandainstrumente des ehemaligen Präsidenten Igor Smirnov, der Geschichte als „Kampfmittel gegen innere und äußere Feinde“ sieht.

Die Beibehaltung der sowjetischen Geschichte ist elementar für das Konstruieren einer transnistrischen nationalen Identität, die historisch gewachsen sein soll. Viele der Bewohner haben noch viele eigene Bezugspunkte zur Sowjetzeit und es fällt ihnen leicht, sich mit der um diese Epoche konstruierten Geschichte zu identifizieren.

Stefan Troebst stellte heraus, dass Nikolaj Babilunga, Professor für transnistrische Geschichte an der Universität in Tiraspol, und sein Historikerteam Schlüsselkategorien der transnistrischen Geschichte herausgearbeitet hatten, die nach Abschluss der Arbeit zu regierungsamtlicher Propaganda gegenüber der Bevölkerung wurden. Schlüsselbegriffe wie *Eigenständigkeit*, *Staatlichkeit*, *Polyethnizität* oder *östliche (orthodoxe) slawisch-russländische Ausrichtung* werden folgend für sämtliche Epochen der Geschichtswissenschaft durchdekliniert. Anschließend werden diese neu geschaffenen bzw. umgedeuteten Narrative in Form von Unterricht, Medien, Erinnerungsorten, Jahrestagen und Jubiläen, Denkmälern und Museen, staatlichen Symbolen, Banknoten, Münzen oder Briefmarken in der Bevölkerung verbreitet. Die zentralen Geschichtsbilder und Botschaften sind somit omnipräsent in der transnistrischen Bevölkerung.

Die kulturelle Identität der transnistrischen Bevölkerung soll neben dem Feindbild *Russland* auch ein

Feindbild enthalten – die *Republik Moldau*. Der Krieg von 1992 wird mit dem Zweiten Weltkrieg samt seinen Lehren und Feindbildern assoziiert. Insbesondere werden Parallelen zum Widerstand gegen die damaligen rumänischen Besatzer gezogen, mit welchen die Moldauer gleichgesetzt werden. Die transnistrische Bevölkerung wird so zum Kampf gegen die äußeren Aggressoren mobilisiert. Dies funktioniert außerordentlich gut, der Krieg dient als Mittel der Strukturierung des kollektiven Gedächtnisses und hilft somit, die eigene Identität abzugrenzen.

So werden diese Narrative für Gedenkfeiern und Gedenktage

instrumentalisiert, die in multifunktionaler Art und Weise als Projektionsfläche politischer Herrschaft, als identitätsstiftende Maßnahmen sowie zur Mobilisierung der Bevölkerung dienen. Der wichtigste Gedenktag ist in sowjetischer Tradition weiterhin der 9. Mai als „Tag des Sieges“ im Großen Vaterländischen Krieg. An die Opfer des Krieges 1992 wird in Transnistrien am 19. Juni gedacht und im Zuge der Feierlichkeiten Parallelen zum Juni 1941 gezogen, was durch entsprechende Propagandapapieren der Regierung verdeutlicht wird. In diesen ist mit Anlehnung an die rumänischen Besatzer des Zweiten Weltkriegs von der Aggression und dem Faschismus der moldauischen Nationalisten die Rede. Somit wird der „Überfall der moldauischen Faschisten“ 1992 gleichgesetzt mit dem Überfall der rumänischen Truppen im Zweiten Weltkrieg unter Antonescu.

Die Nutzung von Denkmälern als institutionalisierte Form der Erinnerung konzentriert sich in Transnistrien stets auf einen bestimmten Ort und einen bestimmten zeitlichen Moment in der Geschichte. In Transnistrien kommen gerade bei den Denkmälern für Lenin und Suworov noch Aspekte des Personenkultes hinzu. Wie bereits erwähnt, verbinden Erinnerungsorte die Vergangenheit mit der Zukunft, sie symbolisieren das Überdauern von Personen oder Ereignissen der Vergangenheit im Jetzt und auch weiter in der Zukunft. Der Aspekt der Kontinuität ist elementar, gerade durch die sowjetischen Erinnerungsorte soll diese glorifizierte Zeit erhalten bleiben. Interessant ist hierbei, dass viele Erinnerungsorte in Transnistrien eine gewisse *Heterochronie* schaffen. Dieser von Michel Foucault geprägte Begriff beschreibt eine – in diesem Fall durch den Erinnerungsort – ausgelöste örtlich gebundene Zeiterfahrung, die mit dem tatsächlichen Alltagsgeschehen bricht. Die vielen



Das Wappen der PMR (Transnistrische Moldauische Republik) ist dem Wappen der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik nachempfunden, 2018. Foto: Sebastian Döpp

kommunistischen Denkmäler und Erinnerungsorte stehen hier in einem bemerkenswert *ironischen Gegensatz* zum privatwirtschaftlichen Firmenkonglomerat Sheriff, welches in Transnistrien allgegenwärtig und eng mit der Regierung verwoben ist.

Die Tiraspoler Leninstatuen sind wahrscheinlich die größten Wahrzeichen der Stadt, insbesondere für die wenigen Touristen, welche die Stadt besuchen. Dies ist nicht unbedingt verwunderlich, da es in der gesamten Republik Moldau nur noch 13 der ehemals über 4.000 Leninstatuen gibt. Die meisten Statuen wurden nach Beschluss des moldauischen Parlaments vom 25. August 1991 schrittweise demontiert und entweder vernichtet oder in Museen gebracht. Eine dieser Statuen befindet sich frontal vor dem transnistrischen Parlament. Lenins Blick geht gut sichtbar in die Ferne und steht in einer Blickachse mit der ewigen Flamme auf der gegenüberliegenden Straßenseite, die an die Gefallenen vergangener Kriege erinnert. In diesem Gedenkkomplex finden sich Erinnerungen an die Gefallenen des Großen Vaterländischen Krieges, des Afghanistankrieges und an die Gefallenen des Transnistrienkrieges. Letztere bekamen den größten und zentralsten Erinnerungsort des Komplexes ebenfalls im Blickfeld Lenins. Die zweite Leninstatue befindet sich vor dem Rathaus der Stadt Tiraspol, ebenfalls sehr zentral gelegen. Die Denkmäler stellen einen eindeutigen Bezug zur Kontinuität der sowjetischen Ideologie in Transnistrien her. Durch Lenin, den Gründungsvater der Sowjetunion, wird an eine Zeit erinnert, die sich viele Einwohner zurückwünschen, und somit die sowjetische Symbolik im kollektiven Gedächtnis verankert.



Leninbüste vor dem Tiraspoler Rathaus, 2017. Foto: Sebastian Döpp

als „zum Kampf bereit“ und „an heroische Aufopferung appellierend“. Das neun Meter hohe Denkmal symbolisiert somit Stärke und Größe sowie eine Verbundenheit mit Russland, da Suvorov auf dem Gebiet des heutigen Transnistriens mit seinem russischen Heer gegen die Osmanen siegte. Auch auf dem *Erinnerungskomplex Memorial Pamjati s Skorbi* (Stätte des Gedenkens und der Trauer), wo ebenfalls an die Gefallenen des Transnistrienkrieges gedacht wird, befindet sich ein Panzer als

Zeichen für Sieg und Widerstand, markiert mit den Buchstaben PMR (Pridnestrowskaja Moldavskaja Respublika, Transnistrische Moldauische Republik) und dem Suworov zugeschriebenen Zitat „Wahrer Ruhm lässt sich nicht finden, er kommt durch Selbstaufopferung für das allgemeine Wohl“. Suvorov wurde instrumentalisiert, da es sonst keinen geeigneten lokalen Personenkult gab und dieser zum einen die Verbundenheit zu Russland und zum anderen das kriegerische Element und den Widerstand nach außen verkörpert, so der Historiker Stefan Troebst.



Panzer im Erinnerungskomplex Memorial Pamjati s Skorbi (Stätte des Gedenkens und der Trauer) mit der Aufschrift und der Flagge der PMR (Transnistrische Moldauische Republik), die fast identisch ist mit der Flagge der Moldauischen Sozialistischen Sowjetrepublik (2018). Foto: Sebastian Döpp

Kriegerdenkmäler erfüllen im Allgemeinen eine sehr wichtige Funktion in der Denkmalskultur im öffentlichen Raum. Im Fall Transnistriens wird eine Verbindung zwischen den sowjetischen Helden des Zweiten Weltkrieges und den Gefallenen im Transnistrienkrieg hergestellt. So werden Erinnerungstafeln für die beiden Konflikte nebeneinander platziert und somit in direkten Bezug zueinander gesetzt.

Die Instrumentalisierung der Historiografie und der Erinnerungsorte, welche in dieser Ausarbeitung im Fokus standen, spielt eine zentrale Rolle im transnistrischen Nation Building. Die Geschichtsschreibung der PMR und ihrer Historiker und die von ihr konstruierte Meistererzählung liegen der *offiziellen Identität* und dem *Nation Building* in Transnistrien zugrunde. Es lässt sich eine klare Instrumentalisierung der Lenin- und Suworovdenkmäler erkennen, in denen Gründungsmythen, Parallelen und Kontinuitätsnarrative erzeugt werden, die die transnistrische nationale Identität und Geschichtsschreibung ergänzen sollen. Transnistrien kann daher als Musterbeispiel für das Anwenden von Geschichtspolitik zur Schaffung einer (eigenen) nationalen Identität gesehen werden – ganz nach Hobsbawm und Anderson.

Sebastian Döpp ist Masterstudent der Geschichte und Anglistik an der Ruhr-Universität Bochum. Seine Interessensgebiete sind die neuere Geschichte der Republik Moldau und der Ukraine.

La mulți ani!

VON SABINE KRAUSE

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Bochmann, bedeutender Romanist und seit 60 Jahren mit der Rumänistik in Deutschland verbunden, feierte am 8. Juni 2019 seinen 80. Geburtstag.

Mit rund 35 Buchveröffentlichungen und über 200 wissenschaftlichen Aufsätzen auf Deutsch, Französisch, Italienisch, Rumänisch, Englisch sowie Vorträgen in allen romanischen Ländern Europas, aber auch in Österreich, der Schweiz, Russland, Ungarn, Polen sowie in Kuba und Kanada hat sich Klaus Bochmann einen weiten internationalen Ruf insbesondere in der Soziolinguistik der romanischen Sprachen erworben. Er ist ordentliches Mitglied der Sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig und Vorsitzender von deren Sprachwissenschaftlicher Kommission, Ehrenmitglied der Institute für Linguistik der Rumänischen Akademie in Bukarest und Iași sowie Ehrendoktor der 1. Dezember 1918-Universität Karlsburg/Alba Iulia und der Staatlichen Universität der Moldau Chișinău.

Die Romanistik war Klaus Bochmann nicht in die Wiege gelegt, denn er wuchs als eines von neun Geschwistern in einfachen Verhältnissen auf. Von seiner Mutter hat er sicherlich seine Liebe zu Büchern mitbekommen. Doch erst während seiner Zeit an der Erweiterten Oberschule Dresden-Nord (heute das Romain-Rolland-Gymnasium mit einem bilingualen Zweig „Deutsch-Französisch“) entdeckte er sein Talent und seine Liebe für Latein und Französisch und wohl auch schon „Das Bedürfnis nach dem ganz Anderen“, wie der Titel seines autobiografischen Textes lautet, in welchem er seinen Studienwunsch Romanistik beschreibt, der in dem von Klaus-Dieter Ertler 2014 herausgegebenen Band „Romanistik als Passion“ (LIT Verlag) erschien.

1957 kam der Abiturient Klaus Bochmann nach Leipzig, um an der Karl-Marx-Universität zunächst höheres Lehramt für Französisch und Latein zu studieren, um dann zum Romanistikstudium zu wechseln. Von 1960 bis 1961 absolvierte er ein Studienjahr in Bukarest und setzte nach seiner Rückkehr sein Studium bis zu seinem Abschluss als Diplomromanist fort – nunmehr erweitert um die Fächer Spanisch, Rumänisch und Italienisch. Hier hörte er noch einige Vorlesungen bei Werner Krauss und besuchte literatur- und sprachhistorische Veranstaltungen bei dessen Schülern Werner Bahner, Ulrich Ricken und Kurt Schnelle.

Nach seinem Studium war Bochmann als wissenschaftlicher Assistent am Romanischen Institut tätig und wurde 1967 mit der Dissertation „Beitrag zur Bestimmung des Weltbildes von Nicolae Bălcescu“ zum Dr. phil. promoviert. Nach zwei Jahren als wissenschaftlicher Oberassistent in Leipzig ging er als Hochschuldozent für angewandte Sprachwissenschaft an die Mar-

tin-Luther-Universität Halle, wo er am Lehrstuhl von Ulrich Ricken auf den Gebieten Semantik, französische Lexikologie und Sprachgeschichte lehrte und forschte. 1972 wechselte er wieder nach Leipzig an die Sektion für theoretische und angewandte Sprachwissenschaft der Karl-Marx-Universität und übernahm als Hochschuldozent für Rumänistik die Leitung des Wissenschaftsbereiches Romanische Sprachwissenschaft. 1976 habilitierte er sich mit der Monografie „Der politisch-soziale Wortschatz des Rumänischen 1821 bis 1850“, mit der er die Grundlage für die begriffsgeschichtliche Forschung zum Rumänischen legte, ein Thema, das ihn zeitlebens begleiten wird.

1978 wurde Klaus Bochmann zum ordentlichen Professor für rumänische Sprache berufen (übrigens damals die einzige dieser Art im deutschsprachigen Raum) und setzte damit die Leipziger Tradition der Rumänistik fort. Es sei daran erinnert, dass im Jahre 1893 Gustav Weigand hier das „Institut für Rumänische Sprache“ gegründet hatte, welches bis zum Ersten Weltkrieg die wichtigste Stätte rumänistischer Forschung und Lehre außerhalb Rumäniens war, zunächst von rumänischer Seite finanziert, im Lauf des Ersten Weltkrieges dann von der Sächsischen Landesregierung übernommen und von da an zur Universität gehörend und seit den 1940er Jahren in das Institut für Romanistik integriert.



Herzliche Bewirtung in Krasna Ilski (ukr. Krasnojilsk, rum. Crasna, Oblast Czernowitz/Cernivci/Cernăuți) während unserer Projektreise zum Rumänischen in der Ukraine im September 2000: Klaus Bochmann (l.v.r.) mit Larisa Schippel und Sabine Krause, mit Galaction Verebceanu (4.v.r.) und Silviu Berejan (3.v.l.) von der Moldauischen Akademie sowie weiteren Kollegen und Studenten.

Foto: Archiv Sabine Krause

Ich lernte Professor Bochmann 1977 während meines Studiums als Dolmetscherin/Übersetzerin für Französisch

und Rumänisch kennen und schätzen als einen äußerst vielseitigen Romanisten, der für mich bis heute einer der wenigen ist, die nahezu das ganze Feld der Romania überblicken. Denn über die Rumänistik hinaus forschte und lehrte Klaus Bochmann vor allem auf den Gebieten der vergleichenden Romanistik, der französischen und (seit seinen Assistenzjahren in Leipzig) auch der italienischen Sprachwissenschaft. Man kann sicher ohne Übertreibung behaupten, dass er die Italianistik in Leipzig aufgebaut hat. Wie bereits bei seinen Lehrern Krauss und Bahner ist seine Sprachbetrachtung geprägt von einer besonderen Berücksichtigung der Sprach- und Ideengeschichte, der Soziolinguistik und der Sprachpolitik, vor allem auch in Bezug auf die romanischen Minderheitensprachen.

1973 organisierte Professor Bochmann gemeinsam mit Sprach- und Literaturwissenschaftlern der Universität Bukarest unter Leitung von Alexandru Niculescu Kolloquien zur politisch-sozialen Begriffsgeschichte des Rumänischen im 18. und 19. Jahrhundert, die bis 1981 alljährlich abwechselnd in Leipzig und Bukarest stattfanden. Auch als diese Partnerschaft nach 1981 aufgrund



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Klaus Bochmann (2.v.r.) anlässlich seiner Ehrung mit dem Titel Dr. h. c. der Staatlichen Universität der Moldau (USM) Chişinău am 16. Mai 2013; rechts der Rektor der USM, Prof. Dr. Gheorghe Ciocanu. Foto: Vasile Dumbrava

der Ceauşescu-Politik und der Emigration der rumänischen Kollegen nicht mehr möglich war, wurden die Forschungen in Leipzig fortgeführt, in deren Rahmen auch mehrere Dissertationen entstanden, darunter auch meine. Gemeinsam mit Joachim Beyrer und Wolfgang Bronsert legte er 1987 die „Grammatik der rumänischen Sprache der Gegenwart“ (Leipzig: Enzyklopädie) vor, ein anspruchsvolles Arbeitsbuch für das akademische Studium des Rumänischen, in dem Didaktik und Sprachforschung zu beider Nutzen miteinander verquickt sind.

Bereits seit den 1970er Jahren pflegt Professor Bochmann intensive Kontakte zu Fachkollegen in Frankreich, hier vor allem zur Forschungsgruppe GRECSO der Université de Haute-Normandie in Rouen unter der Leitung von Jean-Baptiste Marcellesi und Louis Guespin, in Italien unter anderem mit Umberto Carpi und Fabrizio Franceschini sowie mit Fachkollegen in Spanien und Portugal. Alle zwei bis drei Jahre finden zunächst

gemeinsam mit GRECSO, später mit Kollegen aus Italien, Österreich, der Schweiz, Ungarn und Rumänien, in Leipzig Tagungen zur Soziolinguistik und Sprachpolitik statt. Für uns junge Doktoranden und Mitarbeiter, die kaum Reisemöglichkeiten ins westliche Ausland hatten, waren dies bedeutsame Gelegenheiten, zumeist wenig zugängliche Forschungsansätze kennenzulernen und direkt und durchaus lebhaft mit den Autoren zu diskutieren. Und nicht selten erwachsen aus persönlichen Begegnungen bei gemeinsamen Ausflügen und fröhlichen Festen am Rande der Tagungen langjährige Freundschaften.

Im Zuge dieser Zusammenarbeit entstanden wichtige Publikationen zur Sprachpolitik, zur Analyse politischer Texte, zur soziolinguistischen Variation und zur theoretischen Begründung von Sprachpolitik, wobei der umfassende Band „Sprachpolitik in der Romania“, 1993 als Gemeinschaftsarbeit der Forschungsgruppe „Soziolinguistik“ unter der Leitung von Klaus Bochmann bei de Gruyter erschienen, besonders heraussticht. Einen weiteren Meilenstein bildete die erste Gramsci-Tagung in der DDR im Jahr 1987, die Professor Bochmann mit französischen und italienischen Kollegen organisierte. Zusammen mit Umberto Carpi initiierte Klaus Bochmann übrigens im Jahr 1986 den ersten Universitätsvertrag der DDR mit Italien (Leipzig-Pisa), der die politische Wende überdauerte und 1997 erneuert wurde. Die Beschäftigung mit Gramsci erfuhr einen Höhepunkt in der gemeinsam mit Wolfgang F. Haug und Peter Jehle geleiteten Übersetzung von dessen Hauptwerk, der „Gefängnishefte“, ins Deutsche (zehn Bände, Hamburg-Berlin: Argument Verlag 1993–2001).

Wie Klaus Bochmann selbst zuweilen erwähnt, hat seine intensive Beschäftigung mit Antonio Gramsci, die frühe Lektüre der Schriften Victor Klemperers und Werner Krauss' seine Perspektive auf Sprache(n) und Sprach(en)politik geprägt, die er als enge Verknüpfung von politisch-sozialem und sprachlichem Handeln begreift. Hieraus leitet er die Verpflichtung für den Sprachwissenschaftler ab, sich gesellschaftlich zu engagieren – ein Grundsatz, dem er bis heute treu geblieben ist. So war er während der politischen Wende in Initiativgruppen aktiv, die sich für die Reformierung der Universität und eine Neuorientierung der Romanistik einsetzten. Im Mai 1990 wurde er Vorsitzender des neugegründeten DDR-Romanistenverbandes und vertrat als kooptiertes Vorstandmitglied im Deutschen Romanistenverband die Interessen der ostdeutschen Romanistik. Mit dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik löste sich der Verband freilich bald wieder auf. An den sächsischen Hochschulen wurden, statt eigene Wege zu gehen, die traditionellen bundesrepublikanischen Strukturen eingeführt. An der Universität Leipzig wurden ca. 5.600 Mitarbeiter und Professoren entlassen, ganze Fachbereiche wurden geschlossen bzw. erlebten einen weitgehenden Personalaustausch.

Nach zwei Jahren völliger Unsicherheit in Bezug auf seine akademische Zukunft wurde Klaus Bochmann auf den Lehrstuhl für französische und italienische Sprachwissenschaft des im selben Jahr neu gegründeten Instituts für Romanistik berufen, wo er bis zu seiner Emeritierung

2004 lehrte und forschte. Hier ist er maßgeblich an der Entwicklung eines bilateralen Studienganges „Französisch-Deutsch“ mit der Universität Lyon II und der Organisation der Leipziger französischen Sommeruniversität beteiligt, setzte sich für die ERASMUS-Programme zwischen Leipzig und Bari, Bergamo, Lecce in Italien, Lyon, Aix-en-Provence und Metz in Frankreich sowie mit Bukarest und Klausenburg/Cluj-Napoca in Rumänien ein. Er leitete das Frankreich-Zentrum und das 1993 gegründete Québec-Archiv.

Was die Rumänistik angeht, ging sein Interesse Mitte der 1990er Jahre über die Grenzen Rumäniens hinaus. Im Jahr 1996 unternahm er seine erste Reise in die Republik Moldau, nach Chişinău, wo er Kontakte zur dortigen Akademie knüpfte und zu jungen Intellektuellen, die bald in konkrete Vorhaben mündeten. Zwischen 1997 und 2005 initiierte und leitete er drei von der Volkswagen-Stiftung geförderte Forschungsprojekte zum Rumänischen in der historischen Moldau, in der Ukraine sowie zu Problemen der sprachlichen Identitätsfindung in der Republik Moldau und der Südwestukraine in Kooperation mit Sprachwissenschaftlern aus Rumänien, der Moldau und der Ukraine. Ein vordringliches Ziel ist die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses aus der Republik Moldau und der Ukraine, was sich in einer Reihe von erfolgreichen Dissertationen niederschlug.

Die intensive Beschäftigung mit der Republik Moldau führte nahezu zwangsläufig dazu, dass auf Anregung deutscher und moldauischer Intellektueller im Dezember 2005 das Moldova-Institut Leipzig e. V. (MIL) gegründet wurde, dessen Vorsitzender Klaus Bochmann seit Beginn war und das er im Deutsch-Moldauischen Forum beim Bundestag vertritt. Als einziges seiner Art in Europa ist das MIL in den mehr als 13 Jahren seines Bestehens seinem Gründungsauftrag, das kleine Land zwischen Rumänien und der Ukraine in Deutschland und Mitteleuropa bekannt zu machen, vollauf gerecht geworden. Ein Blick auf die Homepage zeigt die Vielzahl und Vielfalt der von dem kleinen Team um Professor Bochmann initiierten, koordinierten und durchgeführten Vorhaben. Besonders erwähnt sei die MIL-Sommerschule, die seit 2009 alljährlich deutschsprachige Studierende mit der rumänischen Sprache sowie mit Land und Leuten vertraut macht. Die Publikationen des MIL belegen das breite Spektrum wissenschaftlicher Beschäftigung mit der Moldau. Eine der wichtigsten ist zweifellos das Handbuch „Die Republik Moldau“ (Leipzig 2012), ein Standardwerk für alle, die sich mit diesem Land beschäftigen. Unter Klaus Bochmanns Ägide sind erfolgreiche Partnerschaften mit der Universität Leipzig sowie mit fünf Universitäten in der Republik Moldau und seit 2017 auch eine solche mit der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți, Ukraine) entstanden. Er selbst reiste inzwischen fast 30-mal in die Moldau und in die Ukraine. Eine Reihe seiner Arbeiten zu Soziolinguistik und Sprachpolitik, kürzlich auch seine zusammen mit Heinrich Stiehler 2010 vorgelegte, vielbeachtete „Einführung in das Studium der

rumänischen Sprach- und Literaturwissenschaft“, sind ins Rumänische übersetzt.



Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Klaus Bochmann mit Dr. Vasile Dumbrava (2.v.l.) beim Rektor der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Czernowitz, Prof. Dr. Stepan Melnytschuk (1.v.r.) und dem Prorektor für Wissenschaft und internationale Beziehungen, Prof. Dr. Petro Fotschuk, anlässlich der Unterzeichnung der Kooperationsvereinbarung mit dem Moldova-Institut Leipzig, 2017.

Foto: Archiv Vasile Dumbrava

Für sein unermüdliches Engagement wurde Professor Bochmann vielfach geehrt, so erhielt er neben den eingangs erwähnten Ehrendokortiteln der Universitäten Alba Iulia und Chişinău auch die „Eminescu-Medaille“, die höchste Auszeichnung für Kultur und Wissenschaft der Republik Moldau.

Seit ich Professor Bochmann kenne, sind für ihn die Anleitung von und der Austausch mit Studierenden und Nachwuchswissenschaftlern immer eine Herzensangelegenheit. So bestand die von ihm geleitete Leipziger Forschungsgruppe „Soziolinguistik“ zunächst vor allem aus jungen Promovenden, waren bei Tagungen und Projektreisen immer Studierende mit von der Partie, kümmerten er und seine Frau Renate sich weit über das Fachliche hinausgehend um junge moldauische und ukrainische Doktoranden, gingen Studierende ein und aus in Bochmanns gastlichem Haus in Halle und treffen sich bis heute Ehemalige alljährlich dort. Auch in seiner Funktion als Vertrauensdozent der Hans-Böckler-Stiftung trägt Klaus Bochmann dazu bei, Chancengleichheit für benachteiligte Jugendliche herzustellen und den Erwerb des Abiturs, eines Hochschulabschlusses oder einer Promotion zu fördern.

Auf Klaus Bochmann, der heute auf ein reiches und seit sechs Jahrzehnten mit der Romanistik und der Rumänistik verbundenes Leben zurückblickt, trifft wohl das Goeth'sche Motto zum 80. Geburtstag in besonderer Weise zu: „Ei, bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, dass ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr, täglich etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muss sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken.“

In diesem Sinne: La mulți ani și mulți înainte, domnule profesor!

Dr. Sabine Krause ist Romanistin am Institut für Romanistik der Universität Leipzig und Vorstandsmitglied des Moldova-Instituts Leipzig e. V.

Die schwarzen Augen des Krieges

VON INGRID BALTAG

Dass tiefgründige Reflexion nicht von der politischen Stilrichtung des Autors abhängt, beweist der großartige Roman „Pădurea spânzuraților“ (Der Wald der Gehenkten), ein Werk der rumänischen klassischen Moderne von Liviu Rebreanu (1885–1944). Als „Germanophiler“ trat er von der Bühne des Lebens ab, in seiner letzten Lebensphase sogar als Nazibewunderer. Rebreanus Werk war im Kommunismus anerkannt und gehörte zu den Schulcurricula; zwischen 1948 und 1953 war er auf der Liste der verbotenen Autoren.

Bereits 1922 erschien der Roman „Der Wald der Gehenkten“, über dessen Stoff Rebreanu in vorangehenden Novellen experimentiert hatte. Mit psychologischer und philosophischer Tiefe erzählt der Autor die Entwicklung des siebenbürgisch-rumänischen Leutnants Apostol Bologa während des Ersten Weltkrieges. Mit diesem überzeugenden Roman setzte Rebreanu dem tragischen Schicksal seines jüngeren Bruders Emil ein großartiges literarisches Denkmal. Dieser wurde 1917 als Deserteur hingerichtet, als Soldat der k. u. k. Armee, der sich geweigert hatte, auf seine rumänischen siebenbürgischen „Brüder“ zu schießen.

Der Roman ist nicht nur anlässlich der hundert Jahre seit dem Ende des Ersten Weltkrieges lesenswert, er ist ein lebendiges Panorama der Zeit und wirft universelle Fragen nach Loyalität, kultureller Zugehörigkeit, Kollaborationismus, Pazifismus und Menschlichkeit auf.

Der solide durchkonstruierte Roman beginnt mit der Hinrichtung des Tschechen mit dem symbolischen Namen Svoboda (tschech. Freiheit). Noch ist Apostol Bologa überzeugter Untertan und gehorsamer Ausführer der Habsburgerarmee, die mit kriegerischer Gewalt gegen partikuläre Interessen vorgeht. Apostols innere Krisen werden intensiv erzählt. Im Rückblick wird seine Kindheit als orthodoxer Rumäne in Siebenbürgen beleuchtet und seine Jugend und Studienzeit in Budapest, wo er zum hohen Armeeingehörigen ausgebildet wird, Sprachen lernt, multikulturelle Erfahrungen macht. Letztendlich steht Habsburg hier für seine geistige Heimat, für den Wert einer geistigen Entwicklung Bologas, der seine humanistische Bildung nicht nur bei dem Pfarrer seiner Kindheit erhält, sondern auch in der ungarischen Militärakademie.

Unvergessen und ein literarischer Topos ist indessen die Eingangssequenz des Romans, dessen expressionistischer Stil Georg Aeschts sensibel ins Deutsche übertragen hat: „Unter dem grauen Herbsthimmel, der wie eine riesige Glocke aus Rauchglas alles überwölbte, reckte der neue, am Dorfrand errichtete Galgen seinen Arm mit dem Strang feindselig hinaus auf das schwarze Feld, aus dem hier und da kupferrote Bäume emporstachen.“ Obwohl

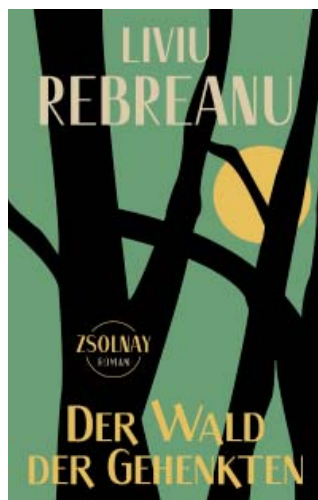
die Atmosphäre des Krieges stets in starken Landschaftsbildern und in den Umrissen der Natur in der Seelenlage der Menschen gegenwärtig ist, präsentiert sich der Roman dem Leser nicht als trauriger Abmarsch vor dem Gemetzel des Weltkrieges. Mit suggestiven Bildern und Farben wird auf hohem literarischem Niveau das Dasein an der Front beschrieben: zunächst die galizische, dann die siebenbürgische.

Mit Überzeugungskraft schildert der Autor das Drama des Leutnants, der als Mitglied des Kriegsgerichts pflichtbewusst ein Todesurteil für einen Deserteur mitunterzeichnet. Dem treuergebenen Diener der Habsburgerarmee kommen Zweifel. Am Ende wird er selbst zum Deserteur, der es aus moralischer Überzeugung mit seinem Gewissen nicht mehr vereinbaren kann, gegen seine rumänischen „Brüder“ zu kämpfen. Sein ganzes Leben erschien ihm von nun an „wie eine leere Papiertüte, ein Muster ohne Wert“. Seine Vergangenheit abzulegen „wie ein schmutziges Kleidungsstück“ fällt ihm ebenso schwer, wie ein standhafter rumänischer Patriot zu sein.

Der patriotische Diskurs wird dabei nicht ideologisch geführt. Sukzessiv brechen mehr und mehr Aspekte auf, die nicht nur auf religiöse und ethnisch-kulturelle Zugehörigkeit verweisen, sondern auch auf die Sinnlosigkeit des Krieges, auf die Kraft der Liebe über kulturelle Grenzen hinweg. Sein religiöses Wiedererwachen ist nicht einer frühkindlichen Prägung geschuldet, sondern Ergebnis gereifter philosophisch-ethischer Reflexion.

„Der Wald der Gehenkten“ von Rebreanu ist die ausdrucksstarke Innenschau des Habsburgeroffiziers Apostol Bologa und nimmt Erich Maria Remarques Pazifismus in „Im Westen nichts Neues“ von 1928 vorweg, ebenso wie die Erlebnisse des Hauptmanns von Trotta in Joseph Roths „Radetzky marsch“ von 1932.

Mit der herausragenden Übersetzung von Georg Aeschts, ein aus Siebenbürgen stammender Lektor, Redakteur und Übersetzer, kann dieser Roman literarisch endlich in der Reihe großer europäischer Romane der Moderne verortet werden.



Liviu Rebreanu
Der Wald der Gehenkten. Roman. Aus dem Rumänischen von Georg Aeschts. Zsolnay Verlag, Wien 2018, 352 Seiten, 26,00 Euro.

In den Köpfen die Erinnerung

VON SABINA DE CARLO

An einem Wintertag 1980 macht sich Vica Delcă auf, um von der Coriolanstraße in Bukarest ins Berceniviertel zu ihrer Schwägerin und weiter zu Ivona ins Domeniilor-Regale-Viertel zu fahren, bei deren Mutter Sophie Ioaniu sie viele Jahre gearbeitet hat. Sie hofft auf etwas zu essen oder ein bisschen Geld. „Und jetzt fällt es ihr immer schwerer, aus dem Haus zu gehen, aber einmal oder zweimal im Monat nimmt sie doch ihren Lederbeutel (den hat sie von Madame Daniel gekriegt), stopft hinein, was sie gerade zwischen die Finger bekommt, wirft sich ihre Jacke über, steckt sich die Zähne in den Mund, schmückt sich mit zwei Kopftüchern, knotet mit einem Schal die steife Kappe fest, die sie sich vor neun Jahren aus den Resten eines Mantels gemacht hat, und bricht auf.“ Und noch bevor sie das Haus verlässt, zieht Vica einen in ihre Erinnerungen an die Zeit, als sie einen Laden hatten und ihr Mann noch nicht bettlägerig war. Rechtshaberisch und geschwätzig lamentiert sie auf ihrem Weg über die Menschen und ihr Leben, das so anders hätte verlaufen können, wäre nicht die Mutter gestorben und der Krieg gekommen. Und was man von Vica an erlebter, gehörter und vermuteter Geschichte über Madame Ioaniu und ihre Familie erfährt, bis sie deren Haus betritt, bereitet auf einen vielstimmigen gesellschaftshistorischen Blick auf Rumänien im 20. Jahrhundert vor. In vier Teilen und einem Epilog ist vor allem das Haus und der Salon der Familie Mironescu-Ioaniu der zentrale Schauplatz. Ausgangs- und Endpunkt ist das Gespräch und die inneren Monologe von Vica und Ivona zwischen Gegenwart und Erinnerung. Im zweiten und dritten Teil sind es vor allem Ivonas Eltern – ihre Mutter Sophie, ihr Vater, der Philologieprofessor Mironescu, dessen ehemaliger Student Titi Ialomiteanu oder Margot, die Schwester der Mutter, deren Gespräche und Gedanken zwischen 1914 und 1916 angesiedelt sind.

Ein Soziogramm des Bukarester Bürgertums, dessen Rollen, Gewinne und Verluste im Verlauf von zwei Weltkriegen und der kommunistischen Ära wird durch die inneren Monologe zum Psychogramm, wenn die Figuren ihre jeweilige Perspektive auf Erlebtes und ihre Umgebung entfalten. Dabei fallen die Selbst- und Fremdeinschätzung über Motive und Verhalten gänzlich unterschiedlich aus: In jedem Kopf geht es wortreich und selbstgerecht zu, über andere breitet sich Kritik bis Verachtung aus, bei seltenen Anflügen von Reflexion: „Warum aber betrachten wir unsere Brüder mit solcher Ironie? Aus so niederschmetternder Höhe? Warum so wenig Großzügigkeit? So wenig Solidarität und Eleganz?“ Man pendelt mal schneller, mal langsamer zwischen den

Menschen, die in ihrer je eigenen Sprache erzählen und urteilen – Vica sprunghaft und ungehobelt, der Professor im akademischen Duktus sinnierend und sich verzettelnd, der ehemalige Student Titi in seinen Grundsätzen gefangen und über sich Protokoll führend. Fast zärtlich lakonisch sind dabei die Blicke auf die Menschen und ihr Unvermögen, ehrlich zu sich und der Welt zu sein. So minutiös sind mitunter die Beschreibungen, dass man durch die Augen einer Person auf ein Familienfoto oder in einen Raum schaut und ihn fast riecht. In allem steckt eine bittere Sehnsucht nach Verlorenem oder nicht Erlangtem – der verlorene Vater, das glanzvolle großbürgerliche Dasein, das versäumte Glück, eine gesellschaftliche Modernisierung: „Gerade erst ist der Himmel aufgeklart und bei der ersten Wolke wird die Sonne wieder verschwinden. Ein schöner Morgen ... verdorben ... verloren“

Gabriela Adameșteanu hat in dem bereits 1983 unter dem Titel „Dimineața pierdută“ veröffentlichten Roman regime- und gesellschaftskritische Aspekte mit einer pessimistischen Perspektive verknüpft. Damals provozierend, werden sie bis heute verhandelt, auch in Bezug auf die Rolle und Verantwortung der Menschen: „eine allmächtige Mikrobe der Korruption, des Chaos, des oberflächlich Erledigten ... Und alles zusammengenommen verursacht diese kolossale Trägheit, in der die Energie verkleistert, pervertiert, erstickt.“ Die Lektüre eignet sich also auch zur Reflexion über den aktuellen gesellschaftspolitischen Diskurs und den Umgang mit der Geschichte in Rumänien. Für ihre Übersetzung des Romans ins Deutsche hat Eva Ruth Wemme 2019 den Preis der Leipziger Buchmesse erhalten.



Gabriela Adameșteanu
Verlorener Morgen. Roman.
Aus dem Rumänischen von
Eva Ruth Wemme. Die Andere
Bibliothek, Berlin 2018,
564 Seiten, 42 Euro.

Maikäferpulver und Laubfroschsoße

VON TOBIAS LARENZ

Verspürten Sie jemals Appetit auf ein Ragout aus Krähenherzen? Nein? Dann könnte sich dies nach der Lektüre von Doina Ruștis 2017 auf Rumänisch erschienenen und nun in der deutschen Übersetzung Roland Erbs vorliegenden Roman „Freitagskatze: Das Buch der bösen Gerichte“ ändern. Denn dem Leser wird versichert: Wer die obengenannte Delikatesse verzehrt, der „träumt alles das, was sich sein Geist nicht vorstellen konnte, Dinge, die oftmals die Geschicke für immer verändern. Zum Schlechten oder zum Guten“. Doch auch die Lektüre des neuen Romans der an der Nationaluniversität für Theater- und Filmkunst in Bukarest lehrenden Autorin treibt den Leser an die Grenzen des Vorstellbaren. Der Plot selbst ist schnell erzählt: Die Protagonistin, die sich zunächst unter dem Namen „Knirps“ vorstellt, muss als junges Mädchen aus ihrer Heimatstadt Kronstadt/Brașov fliehen, nachdem ihre Großmutter verleumdet und anschließend von Schergen weggeschleppt wurde. Allein schlägt sie sich bis nach Bukarest durch, wo sie ihren Onkel Zăval zu finden hofft: ein Mann, der im Ruf steht, über Zauberkräfte zu verfügen und der eine legendäre Sammlung von magischen Rezepten als „Buch der bösen Gerichte“ verfasst haben soll. Dass es sich dabei keineswegs um ein ordinäres Kochbuch handelt, wird schon bald deutlich, denn bei ihrer Ankunft in Bukarest findet die Protagonistin ihren Onkel ermordet in seinem Haus vor – auch das „Buch der bösen Gerichte“ wurde von Unbekannten gestohlen. Die Suche nach ebendiesem und die Aufklärung der Hintergründe des Verbrechens führen zunächst in den fürstlichen Palast zu dem leibeigenen Koch Silică, dann weiter durch das fanariotische Bukarest über Leipzig bis hin nach Südfrankreich. Ein klassischer Kriminalroman also, verbunden mit einer Coming-of-age-Geschichte und etwas historischem Kolorit? Durchaus. In erster Linie aber ist „Freitagskatze“ weitaus mehr als das. Ähnlich wie in Orhan Pamuks 1998 erschienenem Roman „Rot ist mein Name“ dient die Kriminalhandlung als Motor des Plots; der Schwerpunkt liegt jedoch in beiden Werken auf der Erkundung des gleichzeitig Nahen und Fremden – im Falle Pamuks das osmanische Istanbul des 16. Jahrhunderts, im Falle Ruștis das fanariotische Bukarest. Denn nicht zuletzt handelt es sich, wie auch in ihrem 2015 erschienenen, bislang unübersetzten „Manuscrisul Fanariot“, um einen ausgesprochenen Bukarestroman. Gezeigt wird eine Stadt zwischen Orient und Okzident, wobei die feine Ironie in der Darstellung den Rückgriff auf manches Klischee literarisch rechtfertigt. So rascheln „feine türkische Seidenstoffe mit Blumenmustern, Pluderhosen und schneeweiße Kaftane“, „Arnauten schlendern in ihren

prachtvollen Uniformen durch die Straßen, während die Lăutari ihre Lieder vortragen. Gleichzeitig wirft Napoleons Ägyptenfeldzug seine Schatten und schon bald werden die ersten Telegramme geschickt. Darüber hinaus eint Doina Ruști mit ihrem türkischen Zunftgenossen auch die Faszination durch das Präzise, das Raffinement und das Kennertum. Während Pamuk die Subtilität osmanischer Malkunst zelebriert, taucht der Leser von „Freitagskatze“ ein in die Welt der Kulinarik; exquisite Zutaten und ausgefeilteste Zubereitungsarten der Delikatessen werden durch die originelle und sinnliche Sprache Ruștis vergegenwärtigt. Dabei geht es jedoch um mehr als bloße Gaumenfreuden, ist doch ein Essen „nicht nur die Nahrung, die das Fleisch des Menschen anwachsen lässt, sondern eine Mischung von Taten und Gerüchen, eine totale Zeit, in der es vom Leben mit allen Begegnungen, Leidenschaften und Bestrebungen einer großen Zahl von Menschen strotzt“. Ihre höchste Stufe erreicht die Kochkunst in dem „Buch der bösen Gerichte“ – und damit auch die größte Machtfülle. Die Autorin legt in ihrem Roman besonderes Gewicht auf die manipulative Kraft der Speisen, denn (analog der Kunst) regen diese die sinnliche Dimension des Menschen an, formen dabei aber auch seinen Geist und damit sein Handeln. Dass der rumänische Kritiker Dan C. Mihăilescu eine Parallele zu Patrick Süßkinds Roman „Das Parfüm“ sieht, ist vor diesem Hintergrund durchaus naheliegend. Die Thematisierung der geradezu magischen Kraft desjenigen, der die Sinne zu beherrschen weiß, macht Ruștis Roman auch zu einer Reflektion über das Verhältnis von Kunst und Macht – und für denjenigen, den die mitunter überbordende Bildhaftigkeit nicht schreckt, zu einer vergnüglichen und bereichernden Lektüre.



Doina Ruști

Freitagskatze. Das Buch der bösen Gerichte. Roman. Aus dem Rumänischen von Roland Erb. Klak Verlag, Berlin 2018, 356 Seiten, 16,90 Euro.

„Was kann das Glück anderes sein“

VON ANKE PFEIFER

„Was kann das Glück anderes sein, / als einzuschlafen und / auf das Ende zu warten / im September / in einem Obstgarten?“ Das Einssein mit der Natur, mit ihrem Werden und Vergehen ist eine Konstante im lyrischen Werk von Ana Blandiana. So wie der Garten der Schriftstellerin in Comana mit seiner urwüchsigen Natur für sie ein stets reales Refugium war, schenkt ihr die Natur auch im metaphorischen Sinne Freude und Kraft, Erholung und Erdung im wahrsten Sinne des Wortes. Der immer währende Kreislauf der Natur ist ihr Trost angesichts der Vergänglichkeit des Menschen. Aus ihren Naturbetrachtungen zieht sie Erkenntnisse für das Leben, wenn sie schreibt: „Ein Baum ist ein Heiliger, der nicht gedemütigt werden kann, / weil die Demut inbegriffen ist in der Heiligkeit. / Und ein Kämpfer, der nicht besiegt werden kann, / weil die Niederlage inbegriffen ist / in der Idee des Kampfes, wie der Samen im Baum und der Baum in der Ewigkeit.“ Das Thema Natur taugt sowohl für philosophische als auch für politische Denkübungen. Denn wer kennt nicht ihre Zeilen: „Ich glaube, wir sind ein Volk von Pflanzen, / woher käme sonst die Ruhe, / mit der wir auf die Entlaubung warten? / ... / Wer hat je einen Baum gesehen, der sich aufbäumt?“ Horst Samsons Wortwahl „Entlaubung“ für „Dezfrunzire“ scheint mir hier adäquater als „Laubfall“ in einer früheren Nachdichtung von Franz Hodjak, wollte die verzweifelte Dichterin mit diesen Zeilen doch die Rumänen angesichts der Ceaușescuherrschaft und seiner räuberischen Zumutungen aufrütteln.

Der Titel der vorliegenden Auswahl, „Geschlossene Kirchen“, bezieht sich nicht auf die Situation in Rumänien, wo seit 1989 viele Kirchen neu erbaut worden sind und in allen, in den neuen wie in den alten, ein reges Leben herrscht, sondern er nimmt vielmehr die Überschrift des gleichnamigen Gedichtes auf, das Ana Blandiana vor einigen Jahren, angeregt durch einen Aufenthalt in Köln, schrieb. Darin beklagt sie Defizite des Lebens in der westlichen Welt von heute, das nicht nur geprägt ist von Konsum, Oberflächlichkeit, Zeitmangel, sondern dem es vor allem an Besinnung und Wissen um Tradition und Religiosität fehlt.

Die Herausgeberin Katharina Kilzer hat bereits 2012 und 2015 Bände veröffentlicht, die Essays bzw. Prosa von Ana Blandiana versammeln. So war es nur folgerichtig, dass sie sich nun deren Lyrik widmete. Ausgewählt für die zweisprachige Anthologie – und unter drei mit „Räume“, „Zeiten“ und „Erkenntnisse“ betitelten Abschnitten angeordnet – wurden 85 Gedichte aus Bänden,

die zwischen 1966 und 2016 erschienen sind, wobei die meisten Gedichte aus dem Band „Patria mea A4“ (Mein Vaterland A4) aus dem Jahre 2010 stammen. Die Nachdichtungen wurden von Maria Herlo, Horst Samson und Katharina Kilzer selbst vorgenommen. In der Gegenüberstellung wird mitunter deutlich, dass es nicht einfach ist, die Sprache des kurzzeiligen, eleganten und musikalischen rumänischen Originals ins Deutsche zu übertragen und den Rhythmus zu bewahren. Auch gehen die Reime nicht selten ganz (unter anderem in „Himmelskönigin“) oder teilweise verloren, in der Tat generell ein schwieriges Problem von Lyrikübersetzung.

Manche Gedichte erschließen sich beim Lesen nicht leicht, zu anderen lässt sich jedoch problemlos ein Zugang finden. Von Vorteil ist, dass bei jedem Gedicht angegeben wurde, aus welchem Band es stammt, denn mit dem Wissen um den ungefähren Entstehungszeitraum lässt sich mitunter die Intention der Dichterin bzw. die Aussage eines kleinen Kunstwerkes, z. B. „Ohne Namen“, besser aufspüren. Immer wieder bemerkt man die Suche Ana Blandianas nach dem Guten und Wahren, nimmt teil an ihren Selbstbefragungen als Künstlerin und Weltzeugin. Und schmunzelnd vernimmt man die feine Ironie der Grande Dame der rumänischen Lyrik, wenn sie Berufskollegen, besessen und missgünstig, wie folgt näher beschreibt: „mit Engeln in den Hosentaschen, / die herausfallen, / wenn sie das Taschentuch ziehen, / wie Buchstaben, / die auseinanderwirbeln, jedoch sauber aufgereiht, / ins Reine übertragen / Wörter bilden könnten.“ Nicht zuletzt das Cover mit der selbstbewusst und munter blickenden Ana Blandiana, handschriftliche Abdrucke einiger ihrer Gedichte sowie zwei Bilder von Elisabeth Ochsenfeld laden zur Lektüre dieser gelungenen Zusammenstellung ein.



Ana Blandiana
Geschlossene Kirchen. Biserici închise. Gedichte. Deutsch/Rumänisch. Übersetzungen aus dem Rumänischen von Maria Herlo, Katharina Kilzer und Horst Samson. Pop Verlag, Ludwigshafen 2018, 210 Seiten, 19,90 Euro.

Die lebendige Seele der Stadt

VON CHRISTINA WEIGEL

„Um Mitternacht sieht die Stadt ganz schön merkwürdig aus“ (S. 5), eröffnet Jewgeni die Schilderung seiner Spaziergänge durch das urbane Labyrinth. Er, „eines der harmlosesten Wesen der Welt“ (S. 109), ein „normale[r] Mensch, der keinen stört“ (S. 110), ist der heimliche Beobachter und Chronist des täglichen Wirrwarrs im rumänischen Stadtleben. Die menschenleere Nacht erscheint ihm wie eine eigenartig bedrohliche Parallelwelt und der Leser fühlt sich unverhofft in manche Straßen und Viertel Bukarests versetzt: möglicherweise in die alte Calea Moșilor, wo die knarrende Tram an den verfallenden Fassaden einst prächtiger Stadthäuser vorbeizuckelt; auf den Magheru Boulevard, wo die ergrauten Wohnblocks mit dunklen Augen auf die vielspurige Straße hinabblicken; oder ins armenische Viertel, wo sich die stuckgerahmten Fenster kleiner Häuser unter die dunklen Äste alter Kastanienbäume ducken und wo man um die Ecke auf das staubige Schaufenster eines „Magazin mixt“ stößt.

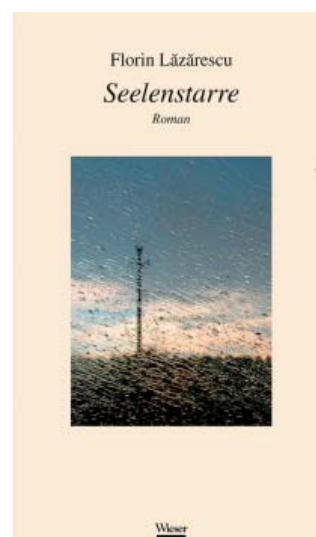
„Seelenstarre“ heißt der Roman von Florin Lăzărescu, in dem Jewgeni die Hauptrolle spielt. Der deutsche Titel mag pathetisch anmuten. Davon nicht abschrecken lassen! Es verbergen sich dahinter urwitzige Szenen und ein treffsicheres Stadtportrait der Gegenwart einschließlich der Ängste ihrer einfachen Bewohner vor Krankheit oder vor dem Verlust der Wohnung, und ihre alltägliche Mühe, das Einkommen zu sichern. Die „Seelenstarre der gesamten Stadt“, die der Klappentext ankündigt, versucht man allerdings vergeblich zu fühlen: Es wuselt nur so von ulkigen Geschöpfen auf den 231 Seiten. Auch sie gehören zum urbanen Bildnis. Da ist der obdachlose Zen, der bei allen kostenlosen Kulturveranstaltungen anzutreffen ist, der Schildkrötenverkäufer, der am Straßenrand auf Kunden hofft, und der talentlose Geiger, dessen angebliche Blindheit zu bezweifeln ist.

Und Jewgeni selbst? Er tut nicht viel neben seinen Spaziergängen und sorgt sich darum, seine Existenz als Erwachsener rechtfertigen zu müssen, was ihm mehr schlecht als recht mit seinem kleinen Antiquariat gelingt. Was ihn wirklich umtreibt, ist sein Wunsch, ein Schriftsteller zu sein, nur findet er kein Thema. Seine Schreibblockade erhebt sich symbolhaft in Form eines einschüchternden Eisberges gefrorener Bücher, dem er nach einem winterlichen Wasserrohrbruch in seinem Keller gegenübersteht. Hier mag man sich eine Erstarrung der schriftstellerischen Seele Jewgenis vorstellen, denn er glaubt, „dass alles Wichtige bereits geschrieben worden sei“ (S. 38). Auf die Idee, das scheinbar Unwichtige zu seinem Programm zu machen, kommt er nicht. Dabei hat

er alles jeden Tag vor seiner Nase: die Eigenarten seiner Vermieterin, die Stadtnarren, die Atmosphäre der Straßen bei Nacht, die Dialoge mit seinem Freund Casimir über den Sinn des Schreibens. Noch dazu bemerkt er diese Dinge, was ihn im Gegensatz zu den meisten Leuten zu einem besonderen Beobachter macht.

Allerdings ist Florin Lăzărescu derjenige, der sich nicht davon entmutigen lässt, dass alles Wichtige vielleicht schon in gedruckten Büchern steht. Die ganze Welt seines Hauptcharakters ist eine Sammlung kleiner überraschender Begebenheiten und Begegnungen mit normalen Menschen und harmlosen Wesen, die jedem von uns widerfahren können, wenn wir uns unserer Stadt mit offenen Augen nähern. Erst in ihrer Dichte werden diese Szenen zu einem bizarren Konglomerat absurder Komik. Und hier kommentiert der Autor das Romaneschreiben an sich: „Das Schreiben verzerrt die Realität, es stellt sie bisweilen beeindruckender dar, als sie tatsächlich ist. Man kann durch eine Geschichte die Realität gewollt verunstalten oder verschönern und so dem Leser einen Bären aufbinden.“ (S. 133) Sind der Schildkrötenverkäufer, der kulturinteressierte Obdachlose und der talentlose Geiger Erfindungen? Aber natürlich! Dennoch haben sie mit Sicherheit ihre Zwillinge da draußen in der rumänischen Stadt. Schreiben bringt eine Parallelwelt hervor und bedient sich dabei der wunderwürdigen Dinge unserer Realität.

Von Florin Lăzărescu lässt man sich sehr gerne einen Bären aufbinden. Nach dem Lesen seines Romans weiß man: Die Stadt kann auch tagsüber ganz schön merkwürdig aussehen. Man muss lediglich ihre scheinbaren Unwichtigkeiten unter die Lupe nehmen.



Florin Lăzărescu
Seelenstarre. Roman. Aus dem Rumänischen von Jan Cornelius. Wieser Verlag, Klagenfurt 2018, 232 Seiten, 22,00 Euro.

Der Fluss, der Wald und das „Gift“

VON MARKUS WINKLER

Der 2009 in Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) im Alter von 97 Jahren verstorbene jüdische Autor Josef Burg hatte einen späten literarischen Erfolg, nachdem er in den 1930er Jahren kleinere Erzählungen publizieren konnte, aber anschließend vier Jahrzehnte lang nicht mehr veröffentlichen durfte. Erst ab 1980 erschienen wieder Werke von ihm, zuerst in der Sowjetunion, dann 1988 in Leipzig erstmals auf Deutsch. In Besprechungen und Porträts wurde er zu Lebzeiten häufig mit dem Attribut „letzter jiddischschreibender Autor aus der Bukowina“ versehen, was die Neugier der Medien und eines breiteren Publikums weckte: Denn Burg war somit ein noch lebender Repräsentant einer zerstörten, versunkenen jiddischen und deutsch-jüdischen Kulturlandschaft.

Die hier vorgestellte Publikation fasst Erzählungen aus drei Bändchen zusammen, die 2005 und 2006 im Hans Boldt Verlag erschienen. Die jiddischen Originale waren damals von Armin Eidherr ins Deutsche übertragen worden und werden hier nochmals abgedruckt. Der literaturhistorische Kontext wie auch die persönlichen Umstände des Autors sind lesenswert und regen zum Nachdenken an.

Burg stand in den 1930er Jahren an einer Wegscheidung seines Lebens und Schaffens. Es waren für den jungen Autor Zeiten, in denen er den Kontakt zur jiddischen Literaturwelt suchte, erste Erzählungen in der jiddischen Kulturzeitschrift „tschernowitzer bleter“ unterbringen konnte und auch die Notlage des Autorentdaseins in Czernowitz und Bukarest kennenlernte. Seine Jahre in Wien von 1935 bis 1938 brachten ihn dann direkt mit der neuen politischen Großwetterlage in Berührung, insbesondere mit dem Anschluss Österreichs an das nationalsozialistische Deutsche Reich.

So besteht sein erster Erzählband, 1939 unter dem Titel „ojfn tschermusch“ (Auf dem Czeremosz) erschienen, aus neun atmosphärisch dichten Naturraumskizzen aus den Waldkarpaten. Der Flößersohn Burg wuchs 70 Kilometer westlich von Czernowitz in Wischnitz (ukr. Vyžnycja, rum. Vijnîța) auf, einem Ort mit 6.800 Einwohnern, darunter über 90 Prozent Juden. Die handlungsarmen Skizzen beschreiben den entsagungsreichen Alltag der Bauern und Waldarbeiter. Der Fluss Czeremosz ist Lebensgrundlage der Bewohner und zerstört bei Flut Existenzen. Die mächtigen Grundbesitzer tauchen fast nie auf oder sprechen nur im Hintergrund. Es wechseln sich naturalistische und expressionistische Stilelemente ab. Charakteristisch ist das metaphorische Verweben von literarischen Figuren aus dem jüdischen, ukrainischen und polnischen Milieu mit der Natur. Sie haben einen „wie eine alte Fichte hochgewachsenen Körper“ (S. 84), die „Stimme drang hart wie das Ächzen

einer Eiche, welche unter der Säge fällt, durch den Wald“ (S. 100). Der Kreislauf von Leben und Tod ist allgegenwärtig, nur selten wird der Handlungsort idyllisch verklärt, wenn retrospektiv Erzählungen vergangener Zeiten dramaturgisch eingebaut werden, was die Schwermut der Gegenwart umso deutlicher zu Tage treten lässt.

Sein 1940 erschienenenes Bändchen „ssam“ (Gift) ist hingegen ein Zeugnis der politischen Verwerfungen und Bedrohungen, denen sich die jüdische Bevölkerung in Österreich ab 1938 ausgesetzt sah. In den Erzählungen „Rasse“ und „Ein Fremder“ sind aktuelle Notizen aus der Tagespresse und der Gerichtschronik Anlass für eine literarische Auseinandersetzung mit dem deutsch-jüdischen Verhältnis Ende der 1930er Jahre, der jüdischen Identität und der Frage, inwieweit das antisemitische und rassistische „Gift“, das „wie Wasser ins Herz der Welt strömte“ (S. 130), bereits seine Wirkungskraft in den Menschen entfaltet hatte.

Es ist lobenswert, dass mit diesem Band, der darüber hinaus auch ein ORF-Gespräch mit dem Autor und zwei Porträts (über Sidi Thal und Isaak Moissejewitsch Salzmann) enthält, das schmale Frühwerk Burgs geschlossen vorliegt. Unverständlich bleibt, warum der Verlag kein aktualisiertes Nachwort anbietet, hingegen nur die 2005 erschienenen kurzen Einlassungen von Hans Boldt und Armin Eidherr abdruckt. Darüber hinaus hätte ein professionelles Lektorat mehrere Fehler spätestens in der Druckfahne verhindern können. Einige Beispiele: Doppelpunkt eines kompletten zehnzeiligen Absatzes (S. 39 f.), an drei Stellen „Czemowitz“ statt „Czernowitz“ (S. 18 f.), in zwei Wörtern wird der Buchstabe „z“ sinnfrei durch die Ziffer „2“ ersetzt (S. 65 u. 94). Dass auf der Umschlagseite zwei Porträtfotos des Autors ohne Jahres- und Quellenangabe abgedruckt werden, lässt die Leser ebenfalls ratlos zurück.



Josef Burg
Mein Czernowitz. Erzählungen.
Aus dem Jiddischen von Armin
Eidherr. Rimbau Verlag,
Aachen 2018, 144 Seiten,
25,00 Euro.

Heimatsuche im Resonanzraum der Worte

VON BRIGITTE HEYMANN

Mit „im wohlklang unverhohlen“ hat Edith Ottshofski im vergangenen Jahr ihre zweite Gedichtsammlung veröffentlicht, nachdem 2010 der Lyrikband „der schaum der wörter“ und 2016 der Roman „Luftwurzeln“ erschienen sind, mit denen sie sich in der deutschen Literatur einen Platz unter den mehrsprachigen Schriftstellerinnen erschrieben hat.

Die Autorin, die 1964 in Rumänien geboren wurde und 1990 nach Deutschland übergesiedelt war, lebt und arbeitet seit 1995 als Schriftstellerin und Übersetzerin in Berlin. Hier ist sie Mitglied der Schriftstellervereinigung des Exil-P.E.N. und in Rumänien nimmt Ottshofski regelmäßig an den Deutschen Literaturtagen in Reschitza/Reșița teil und beteiligt sich auch publizistisch am literarischen Leben der Rumäniendeutschen.

Ihre Gedichte entstehen in den Transiträumen ihres Lebens zwischen unterschiedlichen Kulturen, Sprachen und Literaturen und weisen doch zugleich über den unmittelbaren autobiografischen Bezug hinaus. Sie berühren die Leserinnen und Leser im Gefühlssturm eigener Erfahrungen, in der Sehnsucht nach Heimat, in Freude und gelegentlicher Verzweiflung am Leben, Liebeslust und Liebesleid, in der Konfrontation mit Krankheit und Tod. Zwischen Temeswar/Timișoara und Berlin, auf den Wegen zwischen Arbeit und Zuhause – „stadtein, stadtaus“ –, auf Reisen, an der See und vor allem auch unterwegs in der Literatur entsteht die unverwechselbare Sprache Ottshofskis, ihre besondere Stimmigkeit, in der die Themen, Motive und Formen in Erfahrungen des Alltäglichen und Privaten gründen und zugleich doch immer auch im Allgemeinen der Dichtung beheimatet sind.

Der unmodern anmutende Titel „im wohlklang unverhohlen“ ist poetisches Bekenntnis zur Lyrik als „Gebärde des Trostes“ (Th. W. Adorno). Die Dichterin will in harmonischer Form freimütig sein, etwas in einer Weise zur Sprache bringen, das darin zugleich auch aufgehoben ist. Die Überschriften „incipit“, „freimat“, „trivia“, „PS“, „der lebendige tod“, „fernweh“, „pastiche“, „finis“, unter denen die Verse versammelt sind, kündigen das beunruhigende existenzielle Ausmaß des zu Bekennenden an. Und zugleich wird uns in einem Atemzug im schönen Klang der Worte Tröstung und Erleichterung versprochen. Diese Verwandlung von Last in Lust, von Trauer in Lebensmut, von Verlust in Freiheit bestimmt die hoffende Energie der Lyrik von Edith Ottshofski, treibt sie gleichsam magisch voran.

Im Zentrum ihres Schreibens steht die Erfahrung von Heimatlosigkeit, die zu allererst das Schreiben im Exil als Verlust der Muttersprache, der Herkunftswelt, der Landschaft, der familiären Gemeinschaft und Vertrautheit

meint, aber auch das Erleben der „transzendentalen Obdachlosigkeit“ (G. Lukács) des modernen Menschen und des Künstlers im Speziellen in sich birgt.

Die Dichterin hütet den archaischen Wortschatz und den mit der schwindenden Mutter langsam verstummenden Klang – „den Zungenschlag von daheim“ – des Banater Deutsch, indem sie ihren Gebrauch erinnernd vergegenwärtigt, die mundartlichen Worte in ihre Bestandteile zerlegt und mit Rumänisch, Hochdeutsch, deutschen Dialekten und anderen Sprachen amalgamiert. Mit „heimweh im ohr“ schmiedet Ottshofski wortspielerisch und reimend ihr lyrisches Idiom, das ihr Zuhause ist und für das sie ein ganzes Füllhorn an Bezeichnungen gefunden hat: „zaus“, „freimat“, „heumat“, „heumatlich“, „temeswareinmal“.

In der letzten großen Abteilung des Gedichtbands breitet Ottshofski ihre Bibliothek in Form von „pastiches“ vor uns aus. Die Oskar Pastior, Horst Fassel, Rolf Bossert, Bertolt Brecht, Erich Fried, Annemone Latzina, Franz Hodjak, Werner Söllner, Herta Müller, Ernst Jandl, Robert Gernhardt und anderen zugeeigneten Gedichte bieten Verse der jeweils Adressierten in raffinierten Kostproben der Neuschreibung, Fortschreibung, Füllung und Verfeinerung dar. Diese „pastiches“ sind weder bloße Stilübungen noch Repliken oder gar Gegengedichte, vielmehr Anlehnungen, Einverleibungen, Unterschlupf im anderen. Im sinnlichen Nachdichten entstehen Gedichte, die den Leserinnen und Lesern im wörtlichen Sinne wie Pasteten dargereicht werden und mit doppeltem Geschmack verwöhnen. Die „pastiches“ von Ottshofski lesend, lesen wir die Geschichte der Poesie gleich mit.

Die Bilder von Ilse Hehn, die den schönen Band durchziehen und begleiten, stammen aus einer Serie, die die Künstlerin zu Fernando Pessoa's Text „Das Buch der Unruhe“ gestaltet hat. Sie sind in unterschiedlichen Mischtechniken hergestellte Schriftbilder, die die prekäre Materialität und Struktur der Schrift ausstellen und sie zugleich lesbar machen, indem sie die Formen ihrer Deformation in Schichtungen, Überschreibungen, Übermalungen und Auslöschungen malerisch inszenieren. Die Verschränkung der Bilder zu Pessoa's Texten mit Ottshofskis Gedichten versetzt diese in einen mehrfach widerhallenden Echoraum, in dem Bilder und Texte in Dialog treten, sich unterbrechen, sich Pausen einräumen, sich wechselseitig beruhigen oder bestärken.

Edith Ottshofski

im wohlklang unverhohlen. Gedichte. Mit bildnerischen Arbeiten von Ilse Hehn. Pop Verlag, Ludwigsburg 2018, 108 Seiten, 16,50 Euro.

Schnupperkurs in Paranoia

VON MARKUS FISCHER

Bogdan Marinescu, der Protagonist des jüngsten und dritten Romans von Ursula Wiegele, ist tief gesunken. Vor der rumänischen Revolution noch gefeierter Schauspieler im Nationaltheater in Temeschwar (so die Schreibweise der Autorin im Roman für die Stadt an der Bega), ist er nun, nach seiner Flucht aus Rumänien kurz vor der Wende und nach einer jahrelangen Odyssee durch Europa, hauptsächlich durch Italien, Österreich und Deutschland, in den Dienst eines privaten Fernsehsenders getreten, wo er in Reality-TV-Shows, beim Teleshopping und in Werbespots auftritt.

Schuld daran ist Traian Voicu, ehemals ein hohes Tier im rumänischen Geheimdienst Securitate, jetzt steinreicher Medienzar, dessen Ziel – zumindest in den Augen des zur Paranoia neigenden Romanhelden Bogdan Marinescu – es offenbar ist, ihn endgültig zu vernichten. Hatte man ihm damals, nachdem er in der Rolle des Hamlet auf der Bühne des Nationaltheaters den regimekritischen Satz „Bukarest ist Helsingör.“ ins Publikum geschleudert hatte, eine Schnuppernacht im Untersuchungsgefängnis in Borşa verordnet, als Warnung im Hinblick auf künftiges Fehlverhalten. So ist er jetzt, persönlich engagiert von seinem Intimfeind, diesem rettungslos ausgeliefert. An einer Hundeleine kriecht er auf allen Vieren durch italienische Luxushotels und leckt Kothäufchen aus Nutella auf. Selbst beim privaten Liebesakt mit einer – natürlich von Traian Voicu gedungenen – jungen Schönen sucht er die Zimmerwände noch nach Kameras ab, die ihn selbst oder gerade in seiner Intimität bloßzustellen sich anschicken.

Ursula Wiegeles Roman mit dem vielsagenden Titel „Was Augen hat und Ohren“ – klingen darin doch auch Bibelzitate wie Mt 13, 13 f. an – scheint der Theorie des polnisch-britischen Philosophen und Soziologen Zygmunt Bauman folgen zu wollen, der Jeremy Bentham und Michel Foucault im Hinblick auf die Gesellschaft der Gegenwart weitergedacht hat. Das Panoptikum, das der totalen Überwachung dient, ist nun kein Ort des Schreckens und der Strafe mehr, sondern ein Ort der Belohnung und der Gnade. Wer willig und fröhlich seine persönlichen Daten allen zur Verfügung stellt, gehört dazu, alle anderen bleiben außerhalb dieses „Bannoptikums“.

So bedient Bogdan denn auch regelmäßig sein von ihm selbst gar nicht geschaffenes Facebookkonto, hat zahlreiche virtuelle Freunde, Fans und Followers, kann endlich finanziell unbesorgt die Alimente für seinen Sohn Friedrich in Graz und seine Tochter Sarah Penelope in Heidelberg bezahlen, muss nicht mehr an rumänischen Sprachschulen Deutsch unterrichten, sondern kann sich nun ganz seiner medialen Existenz widmen und sich virtuell vervielfältigen: Während er bei seiner Familie in der Landeshauptstadt an der Mur weilt, ist sein Bloggego auf

Norderney und isst Muscheln. Dennoch scheint ihn das „anything goes“ eines Cole Porter oder Paul Feyerabend auf die Dauer nicht zu befriedigen, die informationelle Selbstentblößung, für die er sein Geld bekommt und an die er sich gewöhnt hat, läuft sich tot; und der Schnupperkurs in Paranoia ist zu Ende, wenn Bogdan Marinescu am Schluss des Romans auf das in seinem Namen bereits wogende Meer hinausblickt und als letzte Miniatur in seinen Blog einträgt: „Die peitschenden Wellen greifen nach meinem Boot. Komm, die Fahrt geht weiter, säuselt der Wind, komm.“

Dass der Romanheld Bogdan zur Paranoia neigt, ist nicht nur dem rumänischen Überwachungsstaat der Vergangenheit und dem Medienzirkus der Gegenwart geschuldet, sondern auch seiner hermetischen Selbstbezogenheit. Zu wirklichen Dialogen mit anderen Menschen kommt es nicht, auch wenn er durchaus Erfolge bei Frauen feiert und mit Traian Voicus Zögling und Lustknaben, dem Kameramann Sorin, fleißig parliert. Als Er-Erzähler, der mitunter auch ins Ich wechselt, bleibt er doch immer ganz bei sich. Kein Wunder, wenn alle anderen nur Figuren sind, die Traian Voicu engagiert hat, um ihn zu demütigen. So etwa die hübsche Valeria, die als jüngere Replik seiner Freundin Daniela in Erscheinung tritt!

Schön an Wiegeles Buch sind die Sprachspiele (unter anderem im Zusammenhang mit Bogdans Tätigkeit als Sprachlehrer), die Austriazismen der 1963 in Klagenfurt geborenen Autorin („Plastiksacker!“, „Frauerl“, „Trafik“ etc.), die italienischen Impressionen (man spürt die intime Italienkenntnis Wiegeles, ihre Vorliebe für Kulturgeschichte, Ästhetik und Film) und nicht zuletzt der Schutzumschlag mit Cuchifiguren des italienischen Keramikünstlers Mariano Fuga, der selbst im Buch mit seinem sprechenden Namen in Erscheinung tritt. Insgesamt also ein schöner Roman, der sich schnell und leicht liest, in dem alle rumänischen Namen außer Năstase

richtig geschrieben sind und in dem neben der Ewigen Stadt Italiens auch der rumänischen Märtyrerstadt Temeswar/Timișoara ein literarisches Denkmal gesetzt wird.



Ursula Wiegele
Was Augen hat und Ohren. Roman. Otto Müller Verlag, Salzburg, Wien 2019, 208 Seiten, 22,00 Euro.

„Carl, ich habe Dich furchtbar lieb.“

VON ALINA E. BRUCKNER

Die in der Geschichte als Königin Elisabeth von Rumänien und in der Literaturgeschichte als „dichtende Königin“ Carmen Sylva bekannte Persönlichkeit zählt zu den bedeutenden Figuren des 19. Jahrhunderts, nicht nur im rumänischen, sondern auch im westeuropäischen Kulturraum.

Ihr Name ist eng verbunden mit der Figur des ersten Königs Rumäniens, Carol I. Diese Beziehung wird in zahlreichen Biografien und Studien geschildert, da sie in mehreren Fällen eine historische Relevanz hat. Bekannte Lebensstationen, wie die Unmöglichkeit, die neue rumänische Dynastie durch einen Thronfolger zu festigen, oder die Einmischung der Königin in die Politik des Staates (die unglückliche Liebesaffäre des zukünftigen Königs, Ferdinands mit Elena Văcărescu) und das darauffolgende Exil Elisabeths kommen oft in Büchern, die das rumänische Königreich thematisieren, vor. Es handelt sich in erster Linie um zeitgenössische Biografien, wie Paul Lindenberg oder Mite Kremnitz, enge Freunde des königlichen Hofes. Allerdings auch postum und in kürzlich erschienenen Studien wird sich auf solche Momente im Privatleben von Carol I. und Elisabeth konzentriert, aber vorwiegend mit der Absicht zu betonen, wie die einzelnen Handlungen des Königs bzw. der Königin den Verlauf der Geschichte beeinflusst hatten.

Eine andere Perspektive der Beziehung zwischen Carol I. und Elisabeth wird in der publizierten Studie dargestellt, da es sich hier um den Briefwechsel zwischen den zweien handelt. Die Briefe sowie die begleitenden Fotos und Faksimiles der Originalbriefe stammen aus dem Rumänischen Nationalarchiv, aus den Fonds „Casa Regală. Persönliches, Regele Carol I“ bzw. „Casa Regală. Persönliches, Regina Elisabeta“. Die Hauptherausgeberin dieser umfangreichen Studie, Silvia Irina Zimmermann, hat die gewaltige Herausforderung angenommen, die Gesamtheit der Korrespondenz des königlichen Paares in eine bestimmte Ordnung zu bringen und dem Publikum dementsprechend darzulegen. Ein solches Projekt impliziert aber auch weitere Herausforderungen, wie die Transkription oder Datierung der Briefe, da in jener Epoche die Datumsangabe sowohl nach dem neuen Stil (von Elisabeth bevorzugt), als auch nach dem alten Stil (von Carol in den meisten Fällen benutzt) folgte.

Die Briefe werden sowohl chronologisch, als auch nach thematischen Schwerpunkten in den zwei Bänden gruppiert: Der erste Band umfasst die Zeitspanne zwischen 1869 und 1890 und trägt den Untertitel „Anfangsjahre in Rumänien, Unabhängigkeitskrieg, Königreich Rumänien“, im zweiten Band wird auf die Periode zwischen 1891 und 1913 fokussiert und unter dem Titel „Exil der Königin: Rückkehr auf den rumänischen Thron“

zusammengefasst. Obwohl das Buch, dem Titel entsprechend, den Briefwechsel Elisabeths zu Wied mit ihrem Gemahl Carol I. von Rumänien abzubilden beabsichtigt, ist die überwiegende Mehrheit der Briefe vonseiten der Königin. Vermutlich fehlt der größte Teil der Briefe von König Carol I. an Königin Elisabeth schon zu Lebzeiten des königlichen Paares, was die Herausgeberin der Studie selbst anerkennt „aus Gründen des privaten Charakters“ (Band 1, S. 22). Der erste Band umfasst insgesamt 218 Dokumente (213 Briefe, 4 Telegramme und 1 Zettel) Elisabeths und nur 37 Briefe Carols, die meisten davon, nämlich 27, unter dem Thema „Der russisch-türkische Krieg“ zu finden, während der zweite Band nur 15 Briefe Carols im Vergleich zu den 214 Briefen Elisabeths enthält.

Die zwei Bände beinhalten zwar nur einige Briefe und Telegramme Carols, aber sie haben eine große Bedeutung nicht nur im historisch-politischen Sinne, sondern auch beim Entschlüsseln der Persönlichkeit des ersten rumänischen Königs. Da Briefe immer einen starken persönlichen Charakter haben und trotzdem das historische Umfeld, in dem sie verfasst wurden, widerspiegeln, kann behauptet werden, dass es sich bei jeder Korrespondenz um Geschichte – gefiltert durch persönliche Perspektive – handelt und die darin enthaltenen Briefe sind keine Ausnahme. Die zentrale Figur hier ist aber die Königin Elisabeth, die ihrer schriftstellerischen Begabung auch in den Briefen freien Raum lässt, da die Korrespondenzbände sogar Gedichte der Königin zum Inhalt haben. Die Briefe stellen ein komplexes Bild der Persönlichkeit Elisabeths dar: Anfangend mit der glücklichen Periode der Verlobung, Hochzeit und Schwangerschaft, wobei die Begeisterung und Freude Elisabeths augenscheinlich sind, und hin bis zu dem Exil der Königin und den Weltkonflikten gegen Lebensende Carols erkennt der Leser dieser Briefe die Verwicklungen des Lebens einer deutschen Prinzessin auf dem rumänischen Thron, in einem neugegründeten Königreich, in einem eher exotischen Land. Die Tatsache, dass der Leser mit Elisabeths Schicksal allmählich mitfühlt, ist Folge des intimen Charakters dieser Briefe. Diese zwei Korrespondenzbände geben daher einen wertvollen Einblick in das Eheleben von Elisabeth und Carol und sind demzufolge eine willkommene Ergänzung zu der Geschichte des ersten königlichen Paares Rumäniens.

Silvia Irina Zimmermann (Hg.)

„In zärtlicher Liebe Deine Elisabeth“ – „Stets Dein treuer Carl“:
Der Briefwechsel Elisabeths zu Wied (Carmen Sylva) mit Ihrem Gemahl Carol I. von Rumänien aus dem Rumänischen Staatsarchiv in Bukarest, Teil 1: 1869–1890, Teil 2: 1891–1913.

Ibidem Verlag, Stuttgart 2018 (Schriftenreihe der Forschungsstelle Carmen Sylva, Fürstlich Wiedisches Archiv), 950 Seiten, 84,90 Euro.

Erinnerungsvermögen und -kultur in Rumänien nach 1989

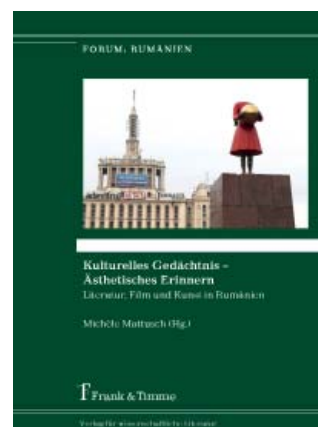
VON ROMANIȚA CONSTANTINESCU

Traumatisches, geteiltes, dissoziatives, externalisiertes, mediengestütztes, kollektives und kulturelles Gedächtnis und Gegengedächtnis sind Begriffe, die in dem von der Berliner Romanistin Michèle Mattusch herausgegebenen Sammelband „Kulturelles Gedächtnis – Ästhetisches Erinnern. Literatur, Film und Kunst in Rumänien“ (2018) bearbeitet werden. Mattusch definiert, diskutiert, konfrontiert, erprobt diese und andere Begriffe empirisch und versucht, sie in einem neuen theoretischen Gesamtkonzept einzuschließen. Dabei dienen sie als Denkanstöße zur Erforschung der rumänischen Erinnerungskultur und gleichzeitig zu ihrer transnationalen Gestaltung sowie diskursiven Mediatisierung und Tradierung im deutschsprachigen akademischen Raum.

Der Band ist das Ergebnis eines umfangreichen Forschungsprojektes, das 2013 an der Humboldt-Universität begann. Von Anfang an stand den Teilnehmern eine gemeinsame Bibliografie zur Verfügung, ausgehend von den kanonischen Werken von Aleida Assmann (zum kulturellen Gedächtnis), Elena Esposito (zum sozialen Gedächtnis), Maurice Halbwachs (zum kollektiven Gedächtnis), Pierre Nora (zu den Lieux de Mémoire), bis hin zu K. Eder oder A. Erll, die auch gemeinsam akribisch und kritisch erarbeitet wurde. Diese Vorgehensweise hat sich positiv in der Vereinbarkeit der Ziele und den Schlussfolgerungen der 20 Aufsätze niedergeschlagen und tatsächlich zur Vertiefung mancher theoretischen Ansätze und von Vorschlägen zur praktischen Umsetzung der Ergebnisse geführt.

Das Projekt ging von einer Entkoppelung zwischen dem selbstreflexiven Stadium, in dem sich die Diskurse über Gedächtnis und Erinnern im westlichen Teil Europas befinden (dazu sei auf A. Assmanns „Das neue Unbehagen an der Erinnerungskultur“, 2013, hingewiesen) und dem sehr emotional beladenen, teilweise noch gefährdeten Stadium der Wiedererlangung eines Gedächtnisses nach Jahren des aufgezwungenen oder auch einfach bequemen Vergessens in Osteuropa aus. Epistemologische Unterschiede, gepaart mit geschichtlichen und kulturellen Differenzen zwischen den nationalen Erinnerungskulturen, bergen aber ein Konfliktpotenzial in sich, welches richtig im vorliegenden Band erkannt wurde. Sowohl M. Mattusch in der Einführung, als auch Tatiana Ciocoiu in ihrem Beitrag zum polyphonen Gedächtnis weisen auf den Aufsatz des rumänischen Philosophen und Essayisten H.-R. Patapievici „Memoria divizată“ (Geteiltes Gedächtnis; in: A. Pleșu, G. Liiceanu, H.-R. Patapievici: „O idee care ne sucește mințile“, 2014) hin. Dort wird ein symbolisches Fortbestehen des Eisernen Vorhangs in Europa angeprangert. Die Gründe liegen für die Autoren auf der Hand: die unterschiedlichen historischen Erfahrungen und deren

symbolische Konsequenzen sowie ein als fortbestehend wahrgenommener Mangel an Interesse seitens der freien Welt an einer gemeinsamen Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit, d. h. auch des Kommunismus. Mattusch ist der Auffassung, dass „regionale und generationsbedingte Gedächtnispraktiken“, die auch in der kollektiven Arbeit zur Bewältigung von Diktaturen in Spanien, Griechenland oder Portugal entstanden und zur Demokratisierung der jeweiligen Länder bzw. zur Teilhabe an Europa hilfreich waren, tatsächlich nicht tale quale, wahrscheinlich auch nicht mittels höchster Empathie, extrapoliert werden können. Außerdem wird Erinnern als ein Prozess verstanden, der auf Grundlage von konkurrierenden Inhalten Ereignisse selektiert und rekonstruiert. Auch wird sich das Gedenken an den Kommunismus in den Kulturen, die den Kommunismus nicht unmittelbar erlebt haben, anders gestalten, in anderen medialen Rahmungen, in einem anderen System von Referenzen, abhängig von den eigenen, bedrückenden Erfahrungen und im Vergleich zu diesen. Nicht einmal in den ehemaligen Ländern des Ostblocks kann das Gedächtnis des Kommunismus homogen sein und hegemonisch werden, sondern gruppenspezifisch und geschichtlich transformativ, in steter Umwandlung. Mit dem Band in seiner Vielfalt bleibt die Autorin dem „Prinzip der Demokratie des Gedächtnisses der europäischen Kultur“ treu und sie scheut nicht davor, Formen des dissoziativen Gedächtnisses abseits des Mainstreams zu berücksichtigen, umso mehr, als dass der Roman den vielfältigen, freisinnigen, unbequemen Darstellungen und Reflexionsmodi in der Kunst gewidmet ist. Der Band ist in vier Kapitel unterteilt: „Vom Trauma zum Text“, „Der Roman der Memoria“, „Zwischen Literatur und Film“ und „Über Denkmäler – und die Künste“. Das Panorama über die Formen faktuales, fiktionales und monumentales Gedenken der Vergangenheit in Rumänien ist beeindruckend. Der Band ist ein unumgebares Nachschlagewerk für das Thema der Erinnerungskultur(en) in Rumänien sowohl im deutsch- als auch im rumänischsprachigen Raum. Er trägt wesentlich zur Gestaltung eines gemeinsamen Rahmens für einen unvoreingenommenen Dialog zwischen Erinnerungskulturen bei.



lich zur Gestaltung eines gemeinsamen Rahmens für einen unvoreingenommenen Dialog zwischen Erinnerungskulturen bei.

Michèle Mattusch (Hg.)
Kulturelles Gedächtnis? Ästhetisches Erinnern. Literatur, Film und Kunst in Rumänien. Frank & Timme Verlag, Berlin 2018 (*Forum: Rumänien*, 37), 606 Seiten, 79,80 Euro.

Richard Wagner im Fokus

VON MARIA IROD

Die im Vorwort des Sammelbandes erklärte Absicht der Herausgeberinnen ist, die Rezeption Richard Wagners auf neuen Kurs zu bringen, indem allgemeine Fragestellungen jenseits der biografisch bedingten Problematik der rumäniendeutschen Literatur angeregt werden. Das Buch präsentiert zum Teil Ergebnisse einer vom Münchner Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas (IKGS) organisierten und Wagner gewidmeten Sektion innerhalb der Tagung zum 60. Jubiläum des Temeswarer Germanistiklehrstuhls (Oktober 2016) und wird durch zwei literarische Würdigungen des Autors von Felicitas Hoppe und Johann Lippert sowie durch fünf 2018 entstandene und bisher unveröffentlichte Gedichte von Richard Wagner abgerundet.

Der einleitende Beitrag von Christina Rossi dient als Einstieg in den Band, der die Forschung zu Wagner anregen soll. Rossi hat zwischen 2015 und 2017 den Vorlass des Autors im IKGS archiviert und bietet Einblick in die Struktur des Archivs sowie in die dort befindliche Materialfülle.

Im zweiten Beitrag befasst sich Christina Rossi mit der Frage der „Deutungshoheit“ in den Romanen „Lisas geheimes Buch“, „Miss Bukarest“ und „Das reiche Mädchen“. Ausgehend von der Feststellung, dass die Dekonstruktion konventioneller Wahrnehmungsmuster ein Grundtenor im Schaffen Richard Wagners ist, richtet die Autorin ihr Augenmerk auf den Rezeptionsprozess des Lesers und analysiert die Erzählverfahren, mithilfe derer die Objektivität der Erzählerinstanz hinterfragt wird.

Denselben Gedanken der Einbeziehung des Lesers durch literarische Mittel greift Andreas Konheisner auf, der die Kürzestprosa Wagners als bisher in der Sekundärliteratur wenig beachtetes Genre unter die Lupe nimmt. Von der eher offenen Systemkritik der ersten Bände bis zum Experimentellen der späteren Texte stellt Konheisner die Kürzestprosa Wagners in ihrer ganzen Bandbreite dar, arbeitet das Zusammenspiel von Sprache und Macht als Leitmotiv heraus und weist auf die Bedeutung dieser verknäpften, bilderkargen, aber besonders denkenregenden Texte in der Rezeption Wagners hin.

In seinem Beitrag über die Gedichtbände „Hotel California I“ und „Hotel California II“ wendet sich Robert Elekes der neuen Ästhetik zu, die in diesen Büchern aus den frühen 1980er Jahren spürbar wird. Zitatreiche Interpretationen veranschaulichen die poetischen Mittel, mit denen Wagners lange Gedichte den sozialistischen Alltag durchleuchten und verfremden.

Dominik Zink vergleicht Richard Wagners „Habselichkeiten“ mit Herta Müllers „Atemschaukel“ unter dem

Gesichtspunkt der Lagererinnerung als „inkomensurables Gravitationszentrum“ (S. 71) und zeigt, wie beide Autoren auf grundverschiedene Weise mit diesem Thema umgehen.

Beate Petra Kory fokussiert ihren Beitrag auf die Thematik der Identitätskrise bei der Konfrontation mit der Vergangenheitsschuld, so wie sie im Roman „Miss Bukarest“ durch drei Erzähler reflektiert wird.

In zwei Beiträgen wird sich mit dem essayistischen Werk Wagners befasst. Markus Fischer berücksichtigt die von Wagner verfassten Stichworte aus dem umstrittenen, zusammen mit Thea Dorn geschriebenen, lexikonartigen Buch „Die deutsche Seele“. Der Autor grenzt sich von der polemischen Rezeption ab und konzentriert sich auf die thematischen Konstanten im politischen Denken Wagners sowie auf seinen essayistischen Stil, dem „ludische Sprachvirtuosität“, „Süffisanz“ und „Selbstgefälligkeit“ attestiert werden.

Agnes Simon-Szabó widmet sich dem schönen Buch über die Donaumonarchie „Habsburg. Bibliothek der verlorenen Welt“, wobei sie sich eher für die „Imaginationspraktiken des Vergangenen“ als für die „Dichotomie zwischen Peripherie und Zentrum“ (S. 127) interessiert.

Der wissenschaftliche Teil des Bandes endet mit drei Beiträgen, bei denen verschiedene Aspekte des Romans „Herr Parkinson“ beleuchtet werden. Monika Leipelt-Tsai spricht von einem Tabubruch in der deutschsprachigen Literatur und stellt die These auf, dass der Roman unter anderem eine Auseinandersetzung mit der unterschweligen Stigmatisierung der Kranken im medizinischen Diskurs provoziert. Brigid Haines betrachtet Wagners Roman im internationalen Kontext, zieht zwei amerikanische Parkinsonromane zum Vergleich heran und hält vor diesem Hintergrund fest, dass Wagners Darstellung stärker nach innen gerichtet und unbeschönigter ausfällt. Schließlich konzentriert sich Ioana Crăciun auf die Krankheit als Spracherfahrung und kulturhistorisches Phänomen, hebt die selbstreflexiven ästhetischen Momente hervor und versucht die grotesken, zum Teil absurden Bilder im Buch mit dem „literarhermeneutischen Schlüssel der Parkinson-Krankheit“ (S. 175) zu entziffern.

Das Buch ist durch seine Zielsetzung und die Qualität der Beiträge gleichermaßen Wagnerexperten und an Gegenwartsliteratur interessierten Germanisten zu empfehlen.

Enikő Dác, Christina Rossi (Hg.)

Wendemanöver. Beiträge zum Werk Richard Wagners. Mit literarischen Texten von Felicitas Hoppe, Johann Lippert und Richard Wagner: Pustet Verlag, Regensburg 2018, 208 Seiten, 24,95 Euro.

Das Banat in seiner Komplexität

VON MARKUS BAUER

Das Banat als europäische Kulturregion neu zu entdecken, wird in der Zukunft sicher häufiger versucht werden, wenn Temeswar/Timișoara im Jahr 2021 europäische Kulturhauptstadt sein wird. Vieles aus der Geschichte und Kultur dieser Region ist mit Gewinn an Einsichten über Südosteuropa und Rumänien noch zu entdecken. Zu diesen Themen gehört auch das Verständnis der gesellschaftlichen Entwicklungen, die die Landschaft und seine Bewohner geprägt haben. Diesem Thema widmet sich bereits seit Jahren der Soziologe Anton Sterbling, der neben seiner fachlichen Qualifikation den Vorteil mitbringt, die Region sehr genau zu kennen, weil er dort geboren und aufgewachsen ist. Der Autor des hier anzuzeigenden Bandes widmet sich zunächst der sozialen Topografie der Banater Schwaben, um dann der aktuellen Entwicklung Rumäniens und persönlichen Rückblicken Raum zu geben.

„Geographisch erstreckt sich das aus der Banater Tiefebene, dem Banater Hügelland und dem Banater Bergland bestehende historische Banat, grob gesprochen, zwischen der Theis im Westen, der Marosch im Norden, der Donau im Süden und den Ausläufern der Karpaten im Osten. Zumeist aber werden einige Gebiete nördlich der Marosch zum Banat gerechnet.“ Dabei ist als entscheidendes Merkmal der Region ihre Komplexität festzuhalten: „Das Banat stellt einen Kulturraum dar, in dem sich – historisch betrachtet – verschiedene ethnische, kulturelle und religiöse – Gebilde kompliziert überlagert und administrative und politische Grenzen sich mehrfach verschoben haben.“

Sterblings Einstieg ist, chronologisch, die Wirkung des Ersten Weltkrieges auf die Region an unterer Theis und Donau. Im 19. Jahrhundert führte der Magyarisierungsdruck dazu, dass auch einzelne Banater Schwaben (also aus der deutschen Minderheit) sich ungarisch assimilierten. Modernisierung, Eisenbahnbau, Urbanisierung kennzeichneten die soziale Struktur der Landschaft, die ja im Bergland bedeutende Ressourcen an diversen Erzen und Kohle besaß, bis der Erste Weltkrieg einen der „Epochenbrüche“ für das Banat bedeutete, wie sie Sterbling in weiteren Artikeln auch für den Zweiten Weltkrieg, die Deportationen, die Enteignung und die Auswanderung konstatiert. Das Banat wurde 1919 geteilt mit Ungarn, Serbien und Rumänien als neuen Staatsträgern. Durch diese problematische Spaltung der Region ging die Wirtschaftskraft zurück, das Banat wurde zu einer neuen Grenzregion. Im größeren rumänischen Teil führte die Entwicklung zum Zweiten Weltkrieg über die Teilnahme der Schwaben an der nationalsozialistischen Bewegung hin zur Kriegsteilnahme und Flucht, mit dem Ergebnis einer von den neuen Regimen konstruierten

Kollektivschuld der Deutschen, die zur Begründung von Deportationen in die Sowjetunion diente. Es ist interessant zu verfolgen, wie Sterbling vor allem diesen Epochenbruch als Ursache einer Retraditionalisierung der Schwaben herausarbeitet und dabei soziale Mobilisierung durch Bildung und Arbeitsverhältnisse andeutet. In diesem Zusammenhang ist auch die Entwicklung der Bundesrepublik als Bezugsgesellschaft zu verstehen.

Im Weiteren geht Sterbling ausführlicher auf die Geschichte der Banater Schwaben während des Sozialismus ein und beleuchtet die Aussiedlung, beginnend mit der wichtigen Tauwetterperiode der späten 1950er Jahre. Nun wurde der Einfluss westlicher Kultur spürbarer, es begann der Verkauf der Deutschen in die Bundesrepublik. Zwei Artikel schöpfen neben Sterblings theoretischer soziologischer Versiertheit vor allem auch von der Anschaulichkeit der eigenen Erfahrungen: einmal bei der Gegenüberstellung von Symbolkomplexen wie der katholischen Erstkommunion mit der sozialistischen Pionieraufnahme, ein andermal bei der Erschließung des Banater Berglandes als Industrieregion mit eigenen Besonderheiten, wobei der Autor Erlebnisse seines Studiums in Reschitza/Reșița einbezieht. Abgeschlossen wird dieser zweite Teil mit soziologischen Beobachtungen zur Integration der ausgereisten Banater Schwaben in der Bundesrepublik. Bevor im letzten Teil noch einmal interessante persönliche Beobachtungen und Analysen zu seiner Securitateakte sowie die Erinnerung an den Schriftsteller Paul Schuster den Band abschließen, wird in zwei Beiträgen Rumänien als Teil des Donauraums betrachtet, insbesondere in seinem Weg zum EU-Beitritt 2007. Der Sammelband bietet damit trotz einiger durch den Sammlungscharakter bedingten Wiederholungen den Interessenten am Banat und an Rumänien soziologisch und autobiografisch unterfütterten, reflektierten Lesestoff, den es so nicht häufig anzutreffen gibt.



Anton Sterbling
Am Rande Mitteleuropas. Über das Banat und Rumänien.
Shaker Verlag, Aachen 2018
(Landberichte, 14), 224 Seiten,
10 Euro.

„Viel Mischmasch mitgenommen“

VON ALEXANDER WEIDLE

Unter den verschiedenen deutschsprachigen Gruppierungen, die ihre Siedlungsgebiete in Ostmittel-, Ost- oder Südosteuropa im Rahmen des Zweiten Weltkrieges verließen, kam den sogenannten Bukowinadeutschen bislang nur bedingte Aufmerksamkeit zu. Dies betrifft zum einen ihren Platz in der öffentlichen Wahrnehmung über Flucht und Vertreibung, zum anderen die Anzahl wissenschaftlicher Darstellungen der Umsiedlungsvorgänge. Dirk Jachomowskis 1984 publizierte Studie „Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrukschadeutschen. Von der Volksgruppe in Rumänien zur ‚Siedlungsbrücke‘ an der Reichsgrenze“ galt für Jahrzehnte als zentrales ereignisgeschichtliches Werk. Ortfried Kotzian konnte mit seinem umfassenden, 2005 veröffentlichten Werk „Die Umsiedler. Die Deutschen aus West-Wolhynien, Galizien, der Bukowina, Bessarabien, der Dobrukscha und in der Karpatenukraine“ wesentliche ereignisgeschichtliche Leerstellen füllen, versäumte jedoch vor allem in seiner Aufarbeitung der Nachkriegszeit eine biografisch-kritische Hinterfragung der angeführten Akteure bzw. deren Bedeutung für verwendete Quellen- und Literaturbestände. In Bezug auf die Bukowinadeutschen zeigt sich dies besonders deutlich am Beispiel des Vertriebenenfunktionärs und Historikers Rudolf Wagner, der mehrfach zitiert wird, ohne dass seine Rolle in der Umsiedlungskommission und seine Verstrickung in die NS-Politik reflektiert würde.

Mit Mariana Hausleitners „Viel Mischmasch mitgenommen“ Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940“ liegt nun seit 2018 eine detaillierte Studie vor, die eine wichtige Erweiterung des bisherigen Forschungsstands vor allem aufgrund dreier wesentlicher Aspekte darstellt: Erstens bildet die Monografie umfassend den Einfluss der NS-Politik in den Jahren vor der Umsiedlung ab. Exemplarisch zeigt dies die Erarbeitung gezielter und früher Diffamierungsprozesse durch die Nationalsozialisten, wie beispielsweise gegen den Kaplan und erfolgreichen Organisator katholischer deutscher Jugendgruppen Georg Goebel (vgl. Personenregister auf S.302). Zweitens besticht die Arbeit durch die umfangreich

aufgearbeitete mehrsprachige Literatur sowie die Quellenarbeit in Deutschland, aber auch der Ukraine und Rumänien. Drittens legt Hausleitner – neben der Beleuchtung verschiedener NS-Institutionen, die an Planung und Durchführung der Umsiedlungen beteiligt waren – einen wesentlichen Fokus auf die Biographien der Akteure. Mehrere von ihnen stammten aus der Bukowina, wurden eigentlich selbst zu Protagonisten der Umsiedlung, lebten teilweise nach 1945 nahezu unbehelligt in der späteren Bundesrepublik und wirkten dort aktiv und präsent in der bundesdeutschen Vertriebenenpolitik bzw. der Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen mit. Zugleich verdeutlicht Hausleitner mit der ausführlichen Aufarbeitung der nationalsozialistischen Verstrickungen jenes Personenkreises, was sich als grundlegende Schwierigkeit in der Erforschung der Umsiedlungsvorgänge zeigt: Bis heute stellen Publikationen wie die Wagners nahezu unabdingbare Quellensammlungen dar, ohne die sich eine Geschichte der Umsiedlung nur schwer abfassen lässt. Durch Hausleitners „Viel Mischmasch mitgenommen“ ändert sich dies nun endlich: Die Historikerin hat eine wesentliche Grundlagenarbeit veröffentlicht, an die die zukünftige Erforschung der Bukowinadeutschen anschließen kann. Sehr hilfreich ist auch das umfangreiche Orts- und Personenregister.



Mariana Hausleitner
„Viel Mischmasch mitgenommen“ Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940. De Gruyter Oldenbourg, Berlin, Boston 2018 (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, 43), 309 Seiten, 49,95 Euro.

Grenzraum im Fokus

VON PAULUS ADELGRUBER

Das rund 100 Seiten starke Magazin „Media beyond frontiers“ ist das Ergebnis eines Medienprojekts des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilian-Universität München, das in Kooperation mit der Nationalen Jurij-Fedkowitsch-Universität Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți, Ukraine) und der Staatlichen Alecu-Russo-Universität Bălți (Moldau) durchgeführt wurde. Im September 2018 trafen sich 19 ukrainische, deutsche und moldauische Nachwuchsjournalistinnen und -journalisten zu Erfahrungsaustausch und gemeinsamer Recherche. In zumeist trinationalen Teams sind aufschlussreiche Reportagen entstanden, über Alltags- und Gedenkkultur, Identitäten und Auswanderung. Zum einen mit Fokus auf den südlichen Teil der ukrainischen Oblast Czernowitz und dem Norden der Moldau, zum anderen mit einem Schwenk auf die südlich davon gelegene Stadt Bălți und auf Transnistrien.

Dem vorangestellt ist eine kritische Bestandsanalyse der Medien im Zeitalter der sozialen Medien: Klassische Journalisten konkurrieren längst mit Bloggern und privaten Nutzern, zugleich feiert aktuell in der Ukraine die anachronistisch anmutende Gattung der literarischen Reportage eine Renaissance. Medienkonsumenten, so erfahren wir, vertrauen heute stärker einzelnen Journalisten und Bloggern denn ganzen Zeitungen und Nachrichtenportalen.

Den Beginn des Reportagenteils macht ein Beitrag über Czernowitz zwischen Verklärung und Gegenwart, abgerundet durch ein Interview mit Felix Zuckermann, dessen Mutter Rosa (Dokumentarfilm „Herr Zwilling und Frau Zuckermann“, 1999) im Zweiten Weltkrieg als einziges Familienmitglied die Verschleppung in das rumänisch kontrollierte Transnistrien überlebt hatte. Der folgende Roadtrip führt in die drittgrößte Stadt der Republik Moldau, Bălți. „An der Grenze“, heißt es da, „werden wir von einem Rudel Straßenhunde bewacht.“ Eine in der Marschrutka (Kleinbus) mitreisende Frau muss eine Strafzahlung leisten, sie soll Altkleider eingeschmuggelt haben, eine öde Wartezeit ist die Folge.

Die vielschichtigen, teils widersprüchlichen Identitäten offenbaren sich im ersten Dorf nach der Grenze: Im moldauischen Briceni steht das obligate Standbild Stefan des Großen nur wenige Meter von der Leninstatue entfernt. Es sind oft solche Marker, die verlässlich verraten, in welchem Land man sich gerade befindet. Denn die Bevölkerung selbst weist oft mehr Ähnlichkeiten als Unterschiede auf: Es gibt eine starke rumänischsprachige Minderheit in der Oblast Czernowitz (im Grenzort Ternawka sind es 98 Prozent Rumänen), ebenso wie ukrainische Dörfer in der Moldau, dazu eine polnische

Minderheit in der Region Ocnița. Man kommuniziert mehrsprachig, oft ist die gemeinsame Sprache aber Russisch. Unterricht in Minderheitensprachen ist durch die hohe Abwanderung von Lehrern nicht überall gewährleistet. Bei der Interpretation von Geschichte scheiden sich jedoch die Geister: Das Ansinnen des Bürgermeisters von Briceni, den Tag des Sieges (9. Mai) zum Europatag zu machen, stieß auf lauthalse Proteste.

Im Beitrag „Alltag und Grenze“ werden anhand der beiden Grenzstädte Sokyryny und Ocnița vor allem die Gemeinsamkeiten gut sichtbar: Neben der Mehrsprachigkeit verbinden die Bewohner gemeinsame Sportfeste und die Euroregion Dnjestr, Grenzanwohner können die Grenze ohne biometrische Ausweise passieren, Moldauer schätzen die billigeren Waren im Nachbarland.

Das prägende Thema Emigration (neben Russland und Westeuropa ist auch Rumänien Zielland) zieht sich durch mehrere Beiträge, vorgestellt werden junge Menschen, die sich dem Trend widersetzen. Ein besonderes soziales Biotop wird mit den „Garagen von Bălți“ vorgestellt, in denen jeder seiner eigenen Leidenschaft nachgeht, Weinproduktion eingeschlossen. Den Abschluss bildet ein ausführlicher Beitrag über Transnistrien mit seinen speziellen Realitäten und Problemen: Wie ist es etwa, „eine Grenze zu passieren, die keine ist“? Wie passen Sowjettourismus und monopolisierte Wirtschaft (Sheriff-Konzern) zusammen, wie beurteilen Bewohner und Experten den Status quo der selbstproklamierten Republik? Man findet Überraschendes (eine der letzten moldauischen Schulen, in der ungeachtet staatlichen Drucks das lateinische Alphabet verwendet wird) und Bedrückendes (Menschenhandel im Interview mit der NGO Interaction). In Summe ein hervorragendes Projekt zu einer kulturell unglaublich vielfältigen, aber auch zerrissenen Region.



Markus Winkler (Hg.)
Media beyond frontiers.
Transnationales Medienprojekt
im ukrainisch-moldauischen
Grenzraum. Verlag Friedrich
Pustet, Regensburg 2018, 104
Seiten, 8,90 Euro.

Neuer Bildband über das Zwischenkokegebiet in Siebenbürgen

Von Bulkesch bis Zuckmantel

VON JOSEF SALLANZ

Das Zwischenkokegebiet in Siebenbürgen ist touristisch weniger bekannt, obwohl die Landschaft ebenso reizvoll ist, wie die in den anderen Gebieten der Region. Schon allein deshalb ist es erfreulich, dass in dem Bildband 36 Siedlungen zwischen den Flüssen Große Koke (rum. Târnava Mare) und Kleine Koke (rum. Târnava Mică) fotografisch durchstreift werden. Die Aufnahmen stammen größtenteils von dem Schweizer Fotografen Georg Gerster, die dieser hauptsächlich zwischen 2014 und 2017 machte. Besonders beeindruckend in diesem Band sind seine 54 Luftbilder, die zumeist die gesamten Ortschaften zeigen. Die Flugaufnahmen schuf Gerster bereits 1994 und 1995, als die im Bildband vorgestellten Siedlungen der Siebenbürger Sachsen noch weitgehend intakt waren. Herausgegeben wurde der Bildband von dem aus Siebenbürgen stammenden Historiker Martin Rill, der bereits mit Gerster und anderen Fotografen fünf weitere bemerkenswerte Fotobände veröffentlichte: „Siebenbürgen im Flug“ (1997), „Das Burzenland“ (1999), „Hermannstadt und das Alte Land“ (2002), „Temeswar/Timișoara. Eine Perle des Banats“ (2010) sowie „Das Repser und das Fogarascher Land“ (2014).

Die Orte werden zunächst mit einem schönen Aufmacherfoto vorgestellt. Es folgen dann eine doppelseitige kurze historische Darstellung der Siedlung, eine Luftaufnahme sowie weitere Bilder zu den Kirchen – auch den orthodoxen, reformierten oder griechisch-katholischen Gotteshäuser, sofern vorhanden – Kirchenburgen, Gemeinschaftsbauten (Rathaus, Schule, Gemeindesaal), Bauernhäuser, evangelische Friedhöfe, Ehrenmale sowie Technik- und Industriedenkmäler. Zudem wird auch die Ausstattung der evangelischen Kirchen in Bild und Wort liebevoll dokumentiert. Für Bogeschdorf/Băgaciu und seine eindringlich und mit Wucht in die Höhe strebende Kirchenburg werden der spätgotische Flügelaltar von 1508, die vorreformatorischen Wandgemälde, drei Kapitelle, das Epitaph am Gewölbe, einige Schlusssteine im Chor, das Chorgestühl, die Tür zur Sakristei, die Sakramentsnische, einige Kelche, die Orgel und zwei Teppiche vorgestellt. Alle Abbildungen sind mit informativen Bildunterschriften versehen. Auch Besonderheiten sind abgebildet, wie beispielsweise das moldauische Wappen, das sich an der nördlichen Außenseite des Torturmes der

Kirchenburg von Bonnesdorf/Boian befindet. Der moldauische Auerochsenkopf ist zusätzlich auch noch in einer Nische über dem Nordportal der Kirche zu finden, denn schließlich vergab Ende des 15. Jahrhunderts König Matthias I. Corvinus die Kokeburg mit Bonnesdorf dem moldauischen Fürsten Stefan dem Großen. Hervorzuheben ist noch die Übersichtskarte des Zwischenkokegebietes, die bei der Verortung der vorgestellten Siedlungen von großem Nutzen ist.

Die Abwanderung der Siebenbürger Sachsen aus dem Zwischenkokegebiet begann bereits 1944 mit der Evakuierung einiger ihrer Siedlungen durch die Wehrmacht. Die Deportation von ca. 70.000 Rumäniendeutschen in die Sowjetunion, aufgrund derer rund 15 Prozent der Deportierten in der Folge oder in direktem Zusammenhang verstarben, und die Lebensbedingungen in der staatssozialistischen Diktatur hatten in den 1970er und 1980er Jahren die Aussiedlungsbestrebungen unter den Rumäniendeutschen verstärkt. In dem geschichtlichen Überblick gibt Rill an, dass das Zwischenkokegebiet zwischen 1945 und 1989 „schätzungsweise etwa die Hälfte der deutschen Bevölkerung“ verloren hat. Neben der Bevölkerungsentwicklung leidet die Region unter der geringen Wirtschaftskraft und der relativ schlechten Erreichbarkeit. Massive Investitionen in Infrastruktur und sanften Tourismus würden Arbeitsplätze schaffen und helfen, das bedrohte Kulturerbe im Zwischenkokegebiet bekannter zu machen und so eventuell vor einer völligen Zerstörung zu bewahren. Dieser Bildband dokumentiert hervorragend die aktuelle Situation im Zwischenkokegebiet und macht somit neugierig auf die Region.



Georg Gerster, Martin Rill
Einblicke ins Zwischenkokegebiet. Buchversand Südost,
Erlenbach 2018, 324 Seiten,
59,00 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Dr. Raluca Fritsch

Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Dr. Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Marianne Theil

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Wilhelm-Gericke-Str. 17a
13437 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: